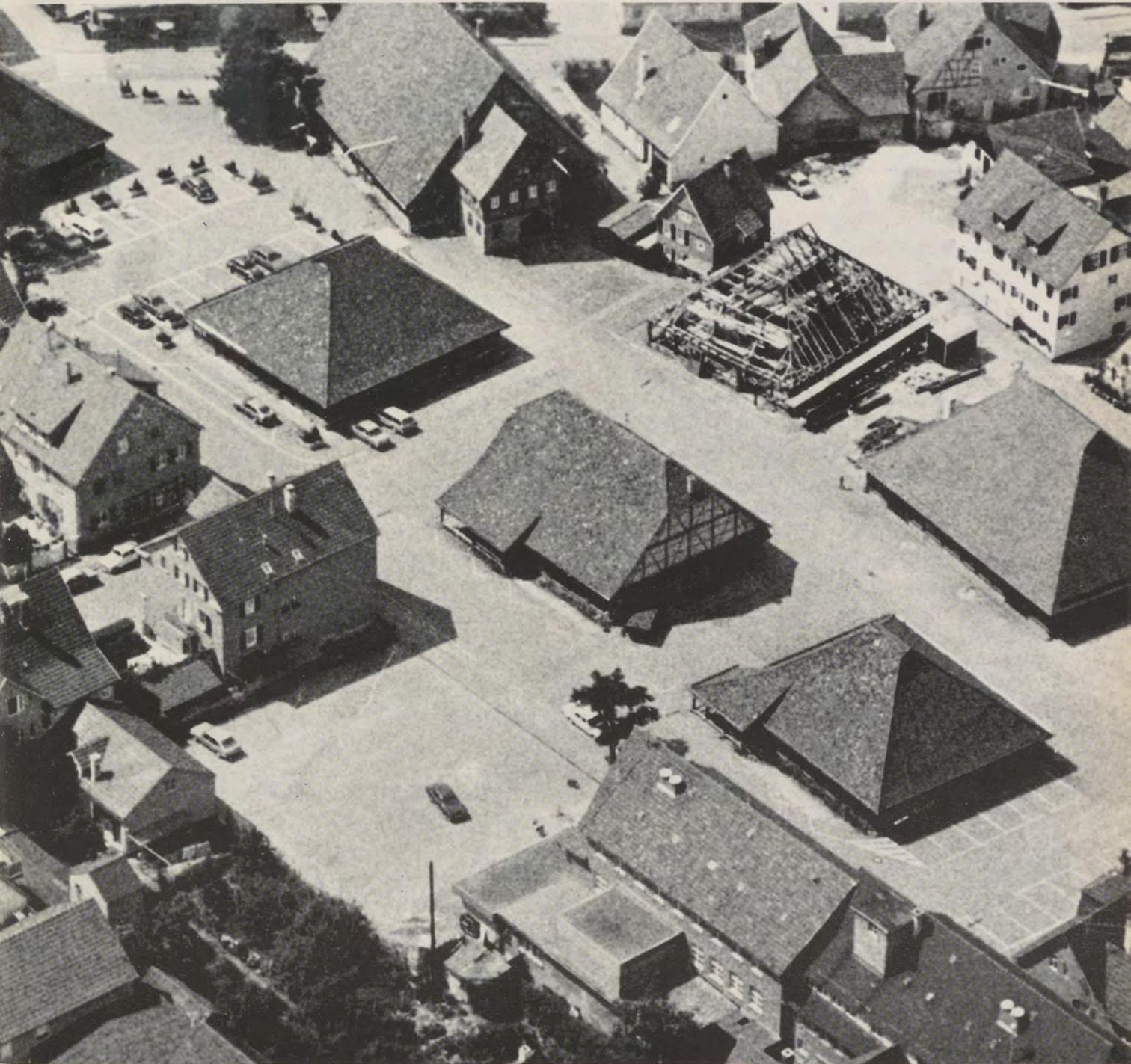


Württ.  
Landes-  
bibliothek  
Stuttgart

# SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND  
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**APRIL-JUNI 1981  
HEFT 2**

Za 692

# SCHWÄBISCHE HEIMAT

32. Jahrgang Heft 2

April–Juni 1981

Herausgegeben vom

SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

Redakteur: Willy Leygraf

Redaktionsausschuß: Helmut Dölker, Wolfgang Irtenkauf, Heidi-Barbara Kloos, Willy Leygraf, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt er jährlich DM 30,-, für Einzelhefte DM 7,- (zuzüglich Versandkosten, incl. 6,5% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 223243.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten

Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30277 01  
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308  
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1435 502.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im Konrad Theiss Verlag GmbH, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 432981.

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 7119 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs- dienst Aalen.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:

Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 223243.

Dieser Ausgabe liegen Prospekte des Weidlich Verlags, Frankfurt und des Konrad Theiss Verlags GmbH, Stuttgart, bei.

## Inhalt

WILLY LEYGRAF

Zur Sache ..... 81

FRIEDRICH LEMMER

Die sieben Metzinger Keltern ..... 82

LISGRET MILITZER-SCHWENGER

Freilichtmuseum Kommern  
als Vermittler von Kulturgeschichte ..... 95

WINFRIED ABT

Dörflicher Dialekt  
im Wandel der letzten 50 Jahre ..... 103

JOSEF MÜHLBERGER

Der Kaiser aus dem Schwarzwald  
Eine revolutionäre Utopie von 1510 ..... 110

PETER ASSION

Römerhelm und Biedermeier  
Zur Hochkonjunktur historischer Festzüge .... 114

WOLFGANG IRTENKAUF

Wanderungen in die Vergangenheit (6):  
Ensmad, die unbekannte Alb-Kapelle ..... 117

ROLF MAHR

Das Dürnauer Modell ..... 119

ULRICH HOFFMANN

Hinweise zum Stadtklima von Stuttgart  
aus Infrarot-Wärmebildern ..... 123

Leserforum ..... 136

Buchbesprechungen ..... 138

sh aktuell ..... 148

Veranstaltungen und Studienfahrten ..... 160



Man mag Heimat bestimmen, wie immer man will: wer kein Dach über dem Kopf hat, wer sich nicht in seinen vier Wänden einrichten kann, der ist heimatlos. Und deshalb hat es auch sein Gutes, daß im beginnenden Frühjahr dieses Jahres Hausbesetzungen und Demonstrationen wohl auch den letzten Winkel der Öffentlichkeit auf ein ganzes Knäuel von Heimat-Problemen aufmerksam gemacht haben. (Um nicht mißverstanden zu werden: Auch dies kann Gewalt nicht rechtfertigen, Gewalt ist niemals und nirgends ein Argument!)

Die geburtenstarken Jahrgänge haben zunächst die Schulen, dann die Universitäten aus den Nähten platzen lassen. Jetzt beanspruchen sie eine menschenwürdige – und das heißt auch: eine erschwingliche – Bleibe; nur wenige Jahre noch, und sie wollen eine Wohnung, die ihrem dann erreichten Lebensstandard und den Bedürfnissen ihrer Familien entspricht. Die Bauindustrie errechnet sich daraus für die nächsten Jahre einen neuen Bauboom. Das bedeutet für die einen gesicherte Arbeitsplätze und für die anderen vermehrten Profit.

Das hat nicht nur Auswirkungen auf die Beheimatung der einzelnen Bürger und ihrer Familien: Jedes Haus ist nicht nur Heimat seiner Bewohner, es steht auch in der Heimat all der anderen, die rundum wohnen, im gleichen Quartier, in der gleichen Gemeinde, in der gleichen Landschaft.

Da bedarf es des Abwägens zwischen individuellen und allgemeinen Bedürfnissen und Rechten: Ein neuer Bauboom darf weder zu weiterer hemmungsloser Verbauung heute noch freier Landschaft führen noch zu weiteren wahl- und grenzenlosen Aufhäufungen von anonymen Wohnschachteln. Erneuerung der Stadtkerne, Zurückgewinnung der Innenstädte für die Bewohnbarkeit (aber unter Ausschluß der sattsam bekannten Spekulationssanierung!), das ist ein Weg. Ein anderer: Man suche und fördere Formen der Verdichtung, die in ihren einzelnen Elementen überschaubar sind und zusammen die inhumane Häufung durch Ordnungen überwinden, in denen so etwas wie Stadtteil-Leben möglich ist.

Wenn die Chance genützt werden soll, die ein bevorstehender Bauboom auch sein kann, dann müssen bald neue Orientierungsdaten gesetzt – und durchgesetzt! – werden.

Das Recht auf angemessene Wohnung ist aus den Grundrechten abzuleiten, es ist ein Teil des Rechts auf Heimat.

### Das Titelbild

gibt aus der Vogelperspektive einen Überblick über Metzingens berühmte sieben Kelter, die in diesem Heft ausführlich gewürdigt werden: In der linken oberen Ecke des Bildes die Innere Heiligenkelter, dann weiter in der vorderen Reihe: Ochsenkelter, Neue und Äußere Heiligenkelter. In der hinteren (oberen) Reihe von links nach rechts: Innere Stadtkelter, Herrschaftskelter (noch in der Wiederherstellung) und Äußere Stadtkelter. – Dieses einzigartige Ensemble ist in mannigfaltiger Weise ein besonderes Beispiel für moderne Denkmalpflege: Zeugnisse der Arbeitswelt und der Alltagskultur, unverwechselbare Identifikationsmerkmale der Stadt, um ein Haar preisgegeben zugunsten «moderner» Neubebauung, schließlich – nicht ohne engagierte und nachhaltige Beteiligung der Bürger – doch noch gerettet; inzwischen zum Teil schon wiederhergestellt und neuer Nutzung zugeführt.

(Luftbild: Höss. Freigegeben vom Regierungspräsidium Tübingen Nr. P 7372)

Einige Anmerkungen der Redaktion vorweg: *Sie sind merkwürdiger als Ägyptens sieben Wunderwerke!* Mit diesen Worten kennzeichnete Gustav Schwab die sieben Metzinger Keltern in seiner Beschreibung der Alb (1823). Nicht nur die Anzahl, sondern auch Erscheinungsbild und Bauweise der Keltern beeindrucken den Besucher noch heute.

Das ist keine Selbstverständlichkeit, denn um die Mitte der 60er Jahre hätte man sie beinahe aufgegeben. Für den Weinbau waren sie so gut wie zweck- und nutzlos geworden, ihr baulicher Zustand war recht bedenklich. Lange Zeit wurde nichts unternommen, sie zu erhalten oder gar zu sanieren. Einige von ihnen taten dem Gemeinwesen noch mehr oder weniger bedeutende Dienste: Der städtische Bauhof, landwirtschaftliche Betriebe und der städtische Obstbau benutzten die Gebäude als Lager- und Abstellräume. Nur noch die Innere Stadtkelter diente der Weingärtnergenossenschaft als Annahmestelle für Trauben und als Weinlager, gewisser-

maßen als das letzte Überbleibsel einer alten Weinbautradition in Metzingen.

Damals konnte man in Metzingen von recht ausgreifenden Überlegungen und Plänen hören: *Wir sind heute vor die Frage gestellt: was bieten wir in der Stadt dem größer gewordenen Gemeinwesen? Unser Marktplatz mit seinen Geschäften, den anschließenden Straßen reicht bei weitem flächenmäßig nicht mehr aus, um die Bedürfnisse dieser größer gewordenen Stadt zu erfüllen, wir müssen daran denken, das Zentrum zu vergrößern, freilich den Marktplatz als Mittelpunkt zu belassen, aber den Kelternplatz in dieses künftige größere Zentrum einzubeziehen . . . Wir haben bisher Entwurfsplanungen bekommen, und alle diese Planungen sehen die teilweise Entfernung oder sogar die ganze Entfernung der Keltern vor. Aus meiner Schau gesehen, möchte ich sagen, daß es einem kommunalen Gemeinwesen sehr wohl ansteht, die Zeugen der Vergangenheit, so weit es geht, zu erhalten, sie als den Grundstein zu sehen, auf dem man aufbauen und weiterbauen kann. Freilich sollte man sich durch die*

Unten: Die Neue und die Äußere Heiligenkelter (Foto: E.-M. Weiblen), auf Seite 83 die Herrschaftskelter und – dahinter – die Äußere Stadtkelter (Foto: Sippel). Stimmungsbilder vom Weinherbst 1928. Deutlich erkennbar wird hier, daß die Metzinger Keltern . . .



*Vergangenheit die Gegenwart oder gar die Zukunft nicht verbauen.*

Der Denkmalschutz schien damals gerade gut genug, um vorzeitige und weniger erwünschte Neubebauung zu verhindern: . . . wir können sagen, daß wir eigentlich froh sind, daß die sieben Keltern im Buch des Denkmalschutzes eingetragen stehen: so übt der Denkmalschutz, der oft kritisiert wird, hier eine sehr reale Funktion aus. Wir sind froh, daß der Denkmalschutz seine schützende Hand über diese Anlage gehalten und solange vielleicht einer unregelmäßigen Bebauung vorgebeugt hat. . . ich glaube, es war außerordentlich mutvoll von unserem Gemeinderat, daß er vor gut drei Jahren über dieses Gebiet des Kelternplatzes und des Turnhallenplatzes mit insgesamt über drei Hektar Fläche die Veränderungssperre verhängt hat; wir sind nun gezwungen, einen Bebauungsplan aufzustellen; und ich glaube, daß so lange die Keltern auch ihre schützende Funktion zurecht eingenommen haben.

Wir zitieren diese Metzinger Argumente von 1965 nicht, um frühere Irrtümer anzuprangern – derartige Überlegungen wurden in jenen Jahren in vielen Städten angestellt und werden – leider – in vielen anderen bis heute verwirklicht. Metzingen hat seine

Keltern nicht preisgegeben, sie blieben erhalten. Der Redakteur dieser Blätter hat sich damals an anderer Stelle kommentierend gegen die Metzinger Vorstellungen gewandt: *Wenn ich das recht verstanden habe, dann sollen hier Tradition und Denkmalschutz als Platzhalter für den Städtebau von morgen oder übermorgen dienen. Wenn man erst weiß, was man an ihrer Stelle errichten will, dann können – Wahrzeichen hin, Tradition her – die Keltern, oder einige von ihnen, fallen und vermutlich auch noch ein paar Häuser ringsum, die zwar wohl zu den Keltern passen, nicht aber zum vielleicht schon planerische Gestalt annehmenden neuen City-Center von Metzingen. Nun, vor Ausführung der meisten Planungen gibt es Proteste und Widersprüche; das ist gut, denn damit wird dafür gesorgt, daß die Pläne lange genug beraten, sorgfältig genug erwogen und geprüft werden.* Und genau das ist in Metzingen geschehen: Man hat beraten, erwogen und geprüft – und schließlich gegen die Spitzhackensanierung entschieden: Nach langem Hin und Her, Für und Wider wurden sich Gemeinderat und Verwaltung schließlich doch noch einig, das einmalige Ensemble als Kleinod der Stadt zu erhalten. Im Jahre 1971 wurden erste Vorschläge beraten, die Keltern neuen Nutzungsmöglichkeiten

. . . nicht nur weinbautechnische und wirtschaftliche Funktionen erfüllten: hier traf man sich, hier sprach man miteinander. Es ist deshalb nur sinnvoll, wenn die Keltern nach ihrer Wiederherstellung Aufgaben als Treffpunkte und Kommunikationszentren verschiedener Art bekommen.



zuzuführen. Ein eigener «Förderkreis Metzinger Keltern e. V.» hat sich des einzigartigen Ensembles von Kulturdenkmalen angenommen. In dem nachfolgend abgedruckten Aufsatz schildert ein Mitglied dieses Förderkreises Geschichte, Zustand und künftige Verwendung der sieben Metzinger Keltern vor dem Hintergrund der Geschichte des Weinbaus in und um Metzingen:

#### Von Klöstern, Keltern und Kellern

Es ist bekannt, daß sich die kultivierte Rebe um das 5. Jahrhundert vom Rhein her kommend bis zum Neckar ausbreitete und bis Ende des Hochmittelalters bis zum mittleren Albvorland und dann auch zum Albrand vordrang. Urkundlich hören wir vom Weinbau um Metzingen erstmals 1135 aus einem Bericht des Mönchs Ortlieb von Zwiefalten, der in überschwenglichen Worten den Besitz des Klosters um Metzingen und besonders in Neuhausen beschreibt: *Das ist ein Land wie das Land der Verheißung, reich an Frucht und Wein, ein Brot- und Weinland, ein Land mit Honig, Oliven und Nüssen, ein Land mit gesunder Luft, mit seinem Fluß auch zum Fischfang günstig,*

*mit fruchtbarem Ackerboden, mit einem Wald von Obstbäumen und überreich an Wein.*

Durch die Zwiefalter Besitzungen um und in Metzingen, die 1089 das Kloster von seinen Gründern, den Achalmgrafen Kuno und Liutold, erhielt, erfahren wir auch von den Keltern. In der Folge eines Streits zwischen Graf Eberhard dem Erlauchten von Württemberg und dem Kloster brennt dieser 1283 die Keltern nieder. Das im Oberland gelegene Kloster Schussenried besaß 1240 in Metzingen ebenfalls ein Gut mit Weinberg, das bis 1291 ständig durch Lehen und Kauf erweitert wurde. Die Kelter dieses Klosters wurde bereits 1281 urkundlich erwähnt. Zur Bewirtschaftung der Güter wurden sogar Mönche und Laienbrüder nach Metzingen geschickt, die durch vorsorgliche und fachmännische Pflege die Erträge der Weinstöcke vergrößerten, aber auch neue Sorten einführten. Auch das um 1260 gegründete Nonnenkloster Gnadenzell in Offenhausen besaß sehr früh Weinberge in Metzingen. Es erhielt 1274 Weingärten von dem auf dem Metzinger Weinberg ansässigen Straif von Weinberg und später von den Herren von Hundersingen und Greiffenstein zum Geschenk. Schließlich waren

Noch einmal Weinherbst 1928. Zwischen der Neuen Heiligenkelter, der sogenannten Kalebskelter (nach dem Bild der Giebelfront), und der Ochsenkelter warten Wagen und Karren, Zuber, Bütten und Weinfässer. (Foto: Sippel)



auch die Klöster Hirsau, Denkendorf, Bebenhausen und Güterstein im 14. Jahrhundert Weinbergbesitzer in Metzingen. Allerdings ist über einen Kelternbesitz dieser Klöster nichts bekannt.

Sicher ist dagegen, daß im Jahr 1624 insgesamt 23 Keltern im früheren Oberamt Urach standen, von denen neun Keltern Metzingen zugeschrieben wurden. Da zu Beginn des 30jährigen Krieges im Jahr 1618 jedoch nur sieben auf dem Kelternplatz standen, wird angenommen, daß sich die restlichen beiden Keltern in Weinbergnähe befanden. Die Weinbergflur «Kelternbrönnle» legt diese Vermutung nahe.

In jeder – damals noch nach allen Seiten hin offenen – Kelter standen zwei mächtige Kelterbäume zum Pressen der Traubenmaische. Um die Bäume standen große Bütten und Zuber, in denen die Maische bereitgestellt und gelagert wurde. In einer Ecke jeder Kelter war ein kleiner Raum eingerichtet; dieses Kelterstüble diente den Kelterknechten als Vesper- und Schreibstube.

Die Größe der bewirtschafteten Rebfläche betrug um 1600 ca. 425 Morgen (134 ha) und rechtfertigte somit die stattliche Anzahl von Keltern in Metzingen,

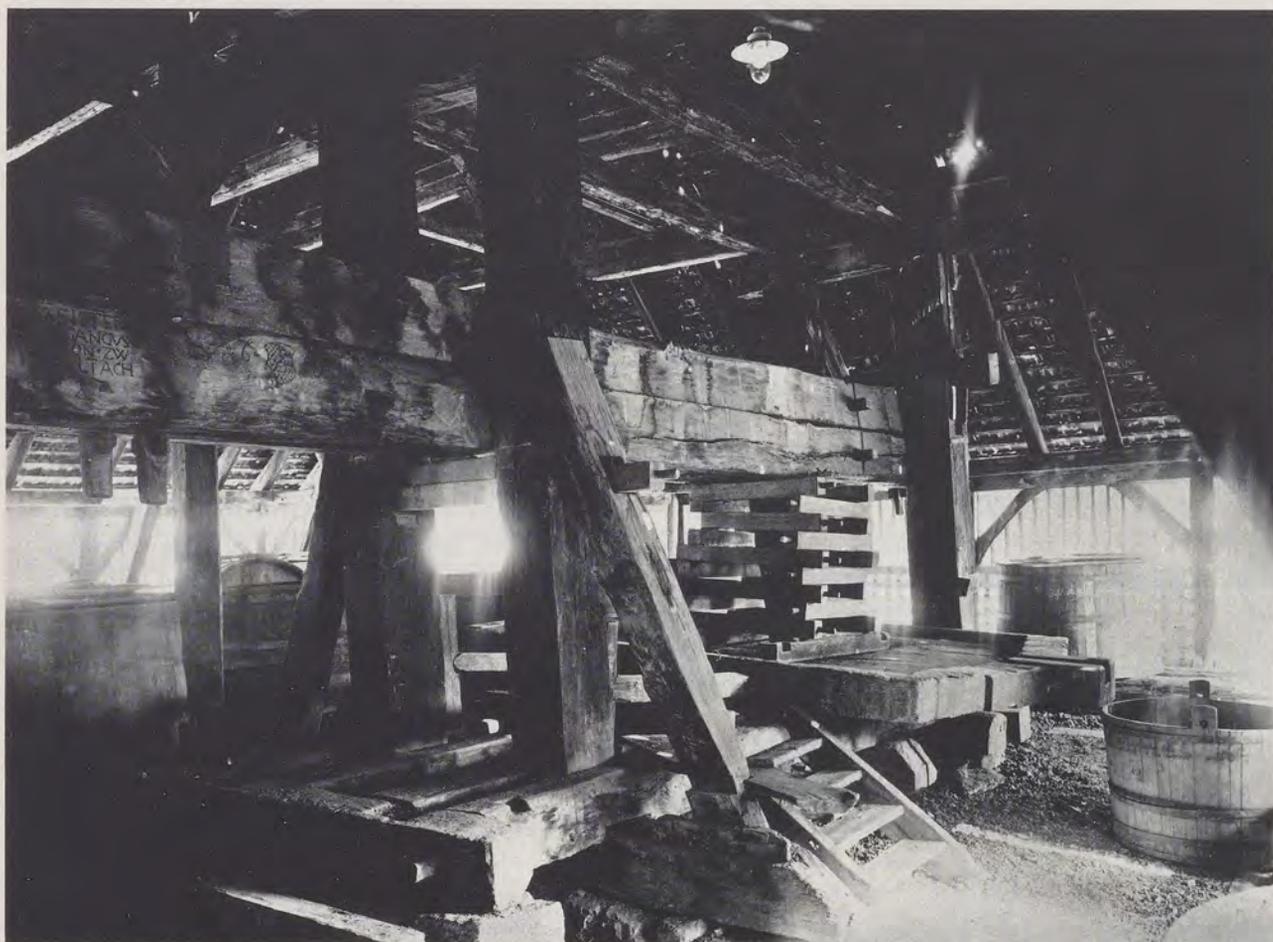
immerhin waren 21 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche mit Weinstöcken bepflanzt. Heute sind es noch 35 ha.

Der Metzinger Wein zählte vor dem 30jährigen Krieg nach alten Chroniken zu den besten des Landes. So erhielten z. B. die in Wildbad, Teinach, Göppingen und Überkingen als Badegäste weilenden Fürsten «Badpräsente» von Metzinger Wein. Die verbreitetste Rebsorte war der Clevner. Im 18. Jahrhundert werden «Elbenen» (Elbling) genannt, daneben gab es noch die Putzscheeren und Silvaner. Hauptabnehmer des Weines waren die Klöster, umliegende Wirtshäuser und Bauern auf der Alb.

Die Geschichte der Metzinger Keltern und des Weines wäre unvollständig, würde man nicht auch die klösterlichen Pflegehöfe und Weinkeller erwähnen. Vor allem die Klöster Schussenried, Offenhausen und Zwiefalten unterhielten in Metzingen besondere Gebäude, die sogenannten Pflegehöfe, in deren großen gewölbten Kellern der Wein ausgebaut wurde und die auch als Unterkünfte für die Mönche und Laienbrüder dienten. Das Haus Am Klosterhof 13, gegenüber der dazugehörigen Äußeren Stadtkelter, gehörte dem Kloster Offenhausen und

Die Herrschaftskelter um 1935. Der Kelterbaum aus dem Jahre 1655 blieb erhalten; er wurde restauriert und ist heute das «Hauptstück» des Weinbaumuseums. (Foto: Stadtarchiv Metzingen)





Der Kelterbaum der Herrschaftskelter. Am unteren Langbaumbalken die Inschrift «Ich Meister Wolfgang Pfaf von Zwinfaltach» sowie Meisterzeichen, Zimmermannsbeil, Abtstab und – etwas weiter rechts – das Zwiefalter Wappen mit der Jahreszahl 1655. (Foto: Stadtarchiv Metzingen)

ist durch seinen mittelalterlichen Baustil und den Kellereingang gekennzeichnet. Ein Pflegehof mit Keller des Klosters Schussenried war das Gebäude Nürtinger Straße 14 (heute abgebrochen), das im Volksmund auch «Klösterle» hieß. Das Kloster Zwiefalten hatte seinen Pflegehof im Gebäude 41 der Pflegehofstraße. Man bezeichnete dieses Haus als «Schloß». Zu ihm gehörte auch ein großer Teil der hinter ihm liegenden Gärten. An der Rückseite des Gebäudes steht die Jahreszahl 1509, und bis etwa 1860 zeigte das Haus in der Küche und im Hauseingang ein Kreuzgewölbe. Der Pflegehof selbst wurde 1750 aufgelöst.

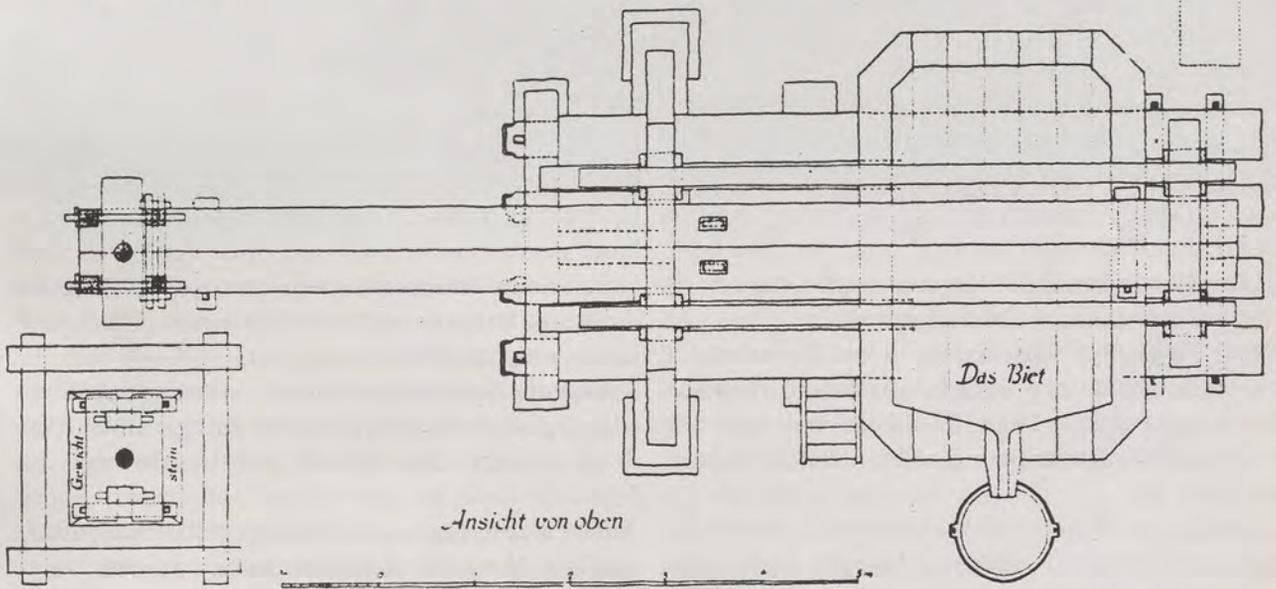
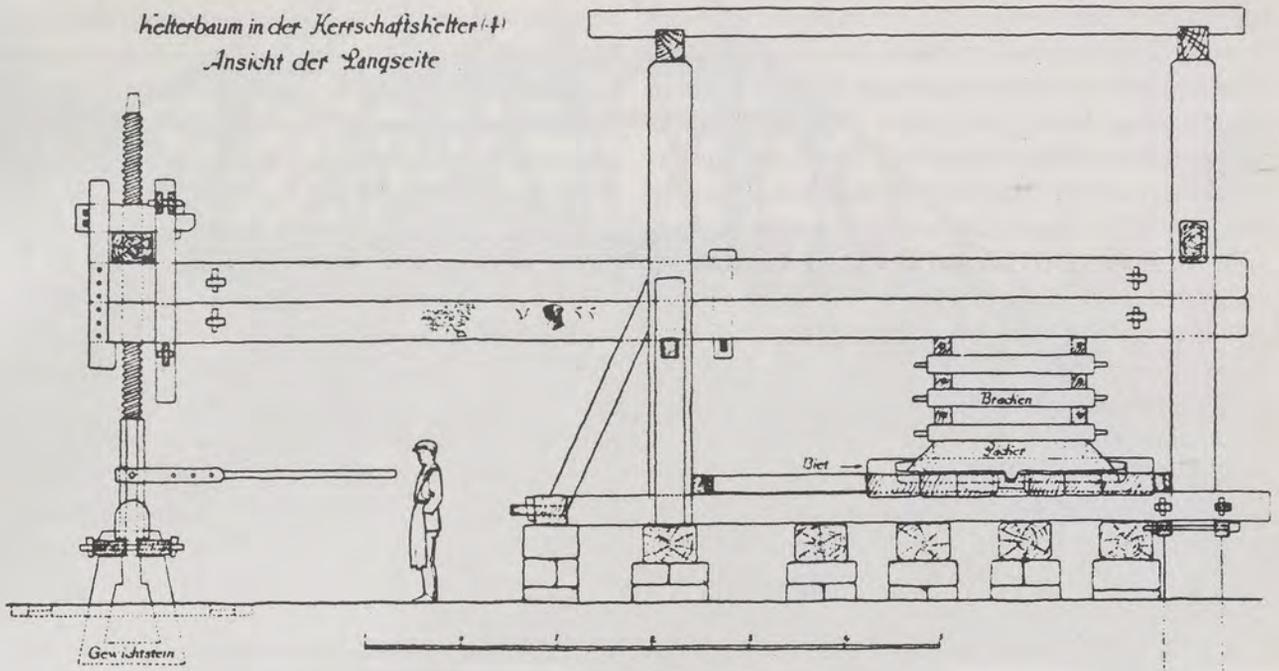
Dicht neben der Herrschaftskelter befindet sich das Haus Am Klosterhof 4. Dieses Häuschen hat eine alte Geschichte, war es doch einst das Zehnthäuschen des Klosters Zwiefalten, wo der Weinzehnt der Metzinger Bürger eingesammelt wurde. Um 1750 gab es noch drei weitere solcher Zehnthäuschen. Sie standen der Reihe nach an der Christophstraße und gehörten «dem Heiligen», d. h. sie waren in klösterlichem oder kirchlichem Besitz, der Hospitalpflege Urach und der Universität Tübingen. Zum weiteren Besitz der Universität gehörte auch ein Keller in der

«Zehendscheuergasse», der heute durch das Gebäude Hindenburgstraße 15 überbaut ist. Weitere Keller wurden zwischen 1500 und 1600 angelegt, um den reich fließenden Wein aufzunehmen. Sie sind zum Teil heute noch vorhanden und an den Rundbogeneingängen in den Straßen von Alt-Metzingen zu erkennen.

Die Schreckenszeit des 30jährigen Krieges ging auch an Metzingen nicht spurlos vorüber. Bei dem großen Brand, der am 8. September 1634 durch das kaiserliche Heer gelegt worden war, fielen 239 Gebäude, darunter auch das Rathaus und drei Kellern der Feuersbrunst zum Opfer. Zehn Jahre später brannten während des Kriegsgeschehens zwei weitere Kellern bis auf die Grundmauern ab. Nur die beiden nördlichen, die Äußere Stadtkelter und die Äußere Heiligenkelter, haben diese Brände überdauert. Die übrigen Kellern – Inschriften mit Jahreszahlen an den Balken und Kelterbäumen belegen es – wurden unter Wahrung der alten Struktur, d. h. in alemannischer Holzbauweise, wieder aufgebaut.

Da nicht jedermann sich Aufbau und Funktion dieser Kellern wird vorstellen können, sei hier eine

Kelterbaum in der Kellerschaftskelter (†)  
Ansicht der Langseite



Schilderung des Keltervorgangs eingefügt, die dem SCHWABISCHEN HEIMATBUCH 1930 entnommen worden ist:

Nach beendeter Traubenlese und Sammlung des Ertrags in Tragbüten wurden früher die Trauben von jüngeren Leuten unter Johlen in nächster Nähe des Weinbergs in Seifzgern (runden, mit Holzseihern versehenen Zubern) durch Stampfen mit den Füßen zertreten; unterhalb des Seifzgers stand der etwas größere Tretzuber, in welchen der gewonnene Saft abließ. Diese Arbeit wird jedoch seit 50 Jahren besser besorgt durch die Traubenraspel, ein Werkzeug, das die Trauben restlos und rascher von den Kämmen befreit. Der Inhalt des Tretzubers wird in Leitfässern abgeführt und in die in der Kelter befindlichen großen Weinbüten geleert. Nach drei- bis viertägiger Lagerung läßt man den im unteren

Teil der Büte angesammelten süßen Wein (Vorlaß) in ein Faß ab und trägt den Troß im Biet zum Pressen auf. Gar mühsam und zeitraubend gestaltete sich das Auspressen des Trosses unter dem Kelterbaum. Der im Biet (von *bieten* = der Tisch, die Fläche) aufgestapelte, mit Strohzwischenlagen versehene Troß – Säcker – wurde zunächst mit Dielen belegt, darauf setzte man eine Anzahl Bracken (eichene, vierkantige Klötze mit Handgriffen, 1 Meter lang und 12 bis 18 Zentimeter dick) übereinander, bis der Raum zum Kelterbaum ausgefüllt war. Der ziemlich horizontal zwischen vier eichenen Pfosten liegende, aus vier bis sechs mächtigen Eichenstämmen bestehende Kelterbaum, etwa 12 Meter lang und 80 Zentimeter dick, nahm an seinem unteren Ende eine 5 Meter lange Spindel auf. Die Spindel selbst wurde aus einem ausgesuchten, schlanken Hagenbuchen-

stamm von Hand hergestellt und am Boden in einem etwa 10 Zentner schweren Stein festgemacht, während sie oben mit etwas Spielraum in einer mit dem Baum verbundenen, aus einem Stück Eichenholz bestehenden kräftigen Mutter saß. Nach dem Auftragen des Trosses drehten zwei kräftige Kelterknechte die Spindel im Rundgang unter Benützung eines zwei Meter langen dicken Prügels und bewirkten dadurch das Erhöhen des Baums. Sobald der Baum gehoben und in eine ziemlich schräge Lage gebracht war, entfernte man den in der Mitte des Baumes frei gewordenen Auflagebalken, die sogenannte Docke, und versteifte den Baum an dem über dem Biet befindlichen Ende durch Einzug eines in drei Stärken vorhandenen Bracken im oberen Loche der beiden Säulen, zwischen denen der Baum schwebte. Damit war der Baum in seiner Lage oberhalb des Biets eingeklemmt.

Jetzt ging die Drehung der Spindel in entgegengesetzter Richtung, nach unten, vor sich, bis der am Boden befindliche schwere Stein etwa 10 bis 15 Zentimeter hoch von seinem Fundament gehoben war. Dadurch übertrug sich ein gewaltiger Druck auf die Mitte des Biets und der Saft lief in reichlichem Maße in die bereitgestellte Stande ab.

Nach diesem Vorgehen erfolgte die Freilegung der Presse durch Wechsel der Drehung, der Troß oder Sacker wurde zerkleinert und je nach Größe noch zweimal auf dieselbe Art ausgepreßt.

Diese Tätigkeit beanspruchte einen Zeitaufwand von mindestens vier Stunden, während derselbe Zweck jetzt viel leichter und bequemer mit der hydraulischen Presse in dem vierten Teil der Zeit zu erreichen ist.

Alljährlich vor Beginn des Weinherbstes mußten die Keltereinrichtungen, insbesondere die Kelterbäume, auf ihre Brauchbarkeit und Betriebsfähigkeit genau untersucht und, wenn nötig, ausgebessert und ergänzt werden. Größeren Abnützungen waren zwar die nach einfachen Naturgesetzen wirkenden Kelterbäume im ganzen nicht unterworfen (es waren Bäume jahrhundertlang im Betrieb). Was in mehr oder weniger langen Zeiträumen ersetzt werden mußte, waren das Biet, die Spindel mit der Spindelmutter und die Bracken.

Wie der ganze Baum, mit Ausnahme der Bracken und der Spindel, war auch das Biet von Eichenholz hergestellt. Es bestand aus einzelnen 30 bis 50 Zentimeter breiten und 10 bis 12 Zentimeter starken Kanthölzern, «Bietschalen». Um eine völlige Undurchlässigkeit des Biets für Flüssigkeiten (Weinmost) zu erzielen, genügte aber das Zusammenfügen der einzelnen Bietschalen nicht, auch wenn es noch so peinlich und sauber ausgeführt war. Die

Schalen warfen und verzogen sich unter dem großen Druck des Baums beim Gebrauch desselben und unter der Wirkung der Feuchtigkeit und der Luft das Jahr über, wenn der Baum unbenützt war. Die Fugen wurden deshalb noch mit besonders vorbereiteten Küferknospen (Schilf) gedichtet. Nach dem einige Tage dauernden Einweichen in Wasser wurden sie in die einzelnen Blätter zerlegt und aus diesen wurden gleichmäßig dicke Zöpfe von 3 bis 4 Zentimeter Breite geflochten. Die Zöpfe wurden, nachdem sie mit einem Teig aus Lehm und Weißkalk gleichmäßig bestrichen worden sind, in die Fugen zwischen die Bietschalen eingelegt und das ganze Biet alsdann gut verspannt. Ein auf diese Weise zugerichtetes Biet hielt einige Jahre, bis vom Behauen der Sacker einige Schalen abgenützt waren und ersetzt werden mußten. Es bedurfte nur jedes Jahr der Schwellung mit Wasser und in den ersten Jahren des Antreibens der ein- oder mehrfachen Verspannungen, je nachdem mehr oder weniger trockenes und abgelagertes Holz zur Verwendung kam.

Eine nicht gewöhnliche Zimmermannsarbeit war die Herstellung der Spindel mit der Spindelmutter. Die Spindel wurde aus Weißbuchenholz, die Mutter aus Eichenholz hergestellt. Bei der Auswahl der Holzstücke mußte darauf gesehen werden, daß das Holz gerade gewachsen und ohne Äste war. Das Holz wurde einige Monate nach der Fällung im Walde, so lange es noch verhältnismäßig frisch und weich war, verarbeitet.

Der für die Spindel bestimmte Stamm wurde sorgfältig gerade behauen, gehobelt und gerundet. Auf dem zylindrischen Schaft wurde alsdann die Schraubenlinie mit dem Zirkel aufgerissen. Diese Arbeit mußte besonders peinlich genau ausgeführt werden, da von der Einhaltung der richtigen Ganghöhe der leichte Lauf der Schraube abhing. Das scharfgängige Gewinde wurde von Hand mit dem Stemmeisen herausgearbeitet und nachher mit Raspel und Feile geglättet.

Die Herstellung der Spindelmutter war einfacher. Es wurde dazu ein besonderes Werkzeug mit einem geeigneten, winkelförmigen Messer, das in einer dem Gewinde entsprechenden Führung läuft, verwendet. Mit diesem Messer wurden die Gewindgänge in das Holz eingeschnitten.

Wenn auch bei der Herstellung der Spindel und der Spindelmutter die nötige Sorgfalt nicht außer acht gelassen wurde, so war es bei einer solchen primitiven und mit den einfachsten Hilfsmitteln ausgeführten Arbeit nicht zu vermeiden, daß bei Bewegung der Spindel, namentlich anfangs, ein erheblicher Kraftaufwand zur Überwindung der Reibung nötig war. Durch Verwendung geeigneter



Die Herrschaftskelter in der Zeit der Erneuerung und des Umbaus zum Weinbaumuseum (1978). (Foto: Lemmer)

Schmiermittel suchte man diesem Mißstand abzu-  
helfen. Die Alten verwendeten dazu «Kammfett»  
(ein aus den Kämmen gefallener Pferde gewonne-  
nes Fett); seit dem Verschwinden der Kleemeiste-  
reien ist dies jedoch nicht mehr erhältlich. Als Ersatz  
wurde in neuerer Zeit Schmierseife verwendet.

Jede der sieben Kellern hat ihre eigene Geschichte  
und Zukunft. Deshalb wird nachfolgend jede ein-  
zeln beschrieben.

#### Innere Heiligenkelter

Die Innere Heiligenkelter erhielt ihren Namen durch  
ihren früheren Besitzer; sie gehörte nämlich nach  
dem Steuerbuch von Metzingen aus dem Jahre 1758  
der Heiligenpflege. Im 30jährigen Krieg brannte die  
Kelter ab und wurde laut der Jahreszahl an einem  
Eckpfosten 1668 in alter Form wieder aufgebaut. Im  
Jahre 1818 kam die Kelter dann von der Stiftungs-  
verwaltung Urach an die Stadt Metzingen, in deren  
Besitz sie bis heute ist. Im Zuge der Renovierungs-  
arbeiten im Jahre 1929 wurden das Kelterstübchen  
und die beiden Kelterbäume entfernt. Eine die-  
ser altertümlichen Weinpressen hatte die Inschrift:  
«A 1668, / Wilhelm Gsell, / H. Better Cöblen, /  
V. A. P. S. F.»

An der Nordseite des Gebäudes war früher ein  
Wohnungsanbau mit Satteldach, in dem vielleicht  
die Kellermeister wohnten. Der ehemalige große  
Weinkeller unter der Kelter wird heute noch als  
Obstlager benutzt. Der Förderkreis Metzinger Kel-  
tern e. V. machte 1979 den Vorschlag, in der Kelter  
ein Weinlokal einzurichten.

#### Innere oder Große Stadtkelter

Im Steuerbuch von 1758 wird die Kelter im Eigen-  
besitz der Stadt aufgeführt: *eine mit Blatten bedeckte  
Kellter aussen im Dorf auf dem Kellernwasen mit einem  
Stüblen, Keller darunter und drei Bäuhm.* Den Wieder-  
aufbau nach dem Brand im 30jährigen Krieg dürfte  
das Kloster Zwiefalten veranlaßt haben, denn an ei-  
nem Balken hat der Zimmermann die Inschrift ein-  
gekerbt «1657 MWPfZ» (Meister Wolfgangus Pfaf  
von Zwinfaltach?). Die Sandsteineinfassung der  
Kellertür unter dem zweigeschossigen Wohnungs-  
anbau mit Satteldach zeigt im Scheitel die Jahreszahl  
1553 mit einer Muschel und «S». Der Wohnungsteil  
der Kelter, vielleicht auch der große tonnengewölbte  
Keller überdauerten demnach offenbar den Brand. In  
der Inneren und Äußeren Stadtkelter wurde früher  
der Gemeindeertrag gekeltern und gelagert, und die  
Bürger mit eigenem Weinbergbesitz mußten ihre

Trauben hier pressen lassen. Bereits im Jahre 1902 entfernte man die beiden Kelterbäume und ersetzte sie durch hydraulische Doppelpressen. 1926 wurde die Giebelseite zur Schreibung instand gesetzt. Die Kelter war damals noch durch ein großes Einfahrtstor von derselben Straße her zugänglich. Das gesamte Obergeschoß und der Anbau haben ein ornamentales Fachwerk mit Holznägeln und Gesimsen. Im Unterschied zu den Walmdächern der übrigen Kelter besitzen die Innere Stadtkelter und die Neue Heiligenkelter (Kalebskelter) vorkragende Satteldächer.

Heute dienen die Kelter und der Keller der Weingärtnergenossenschaft Metzingen-Neuhausen als Weinlager. Ihr derzeitiger Bauzustand verlangt eine schnelle und umfassende Sanierung, in deren Planung auf Antrag der Weingärtnergenossenschaft ein Verkaufsraum für Weine und ein Raum für Weinproben einbezogen werden sollen.

### Ochsenkelter

Die im 30jährigen Krieg abgebrannten Häuser, Hofstätten, Scheuern und Kelter wurden in den 50 bis 60 Jahren nach dem Krieg neu erstellt. So auch im Jahre 1688 das Gebäude Hindenburgstraße 22. Dieses Haus war lange Zeit die Gaststätte zum «Ochsen», die wahrscheinlich der nahegelegenen Kelter ihren Namen gab. Die Ochsenkelter selbst wurde laut einer Jahreszahl an einem Eckpfosten im Jahre 1700 wieder aufgebaut. Ihr Besitzer war nach dem Steuerbuch von 1758 die Heiligenpflege. Die Stadt, in deren Besitz das Gebäude heute noch ist, übernahm es 1818 von der Stiftungsverwaltung Urach. Im Zuge der allgemeinen Renovierung im Jahre 1929 wurden auch hier beide Kelterbäume und das Kelterstübchen entfernt, breite Durchfahrtstore angebracht und die Seitenwände mit Holzplatten vergittert. Die Bauweise gleicht der Herrschaftskelter. Die Kelter sollte nach Ansicht des Förderkreises zu einem Altentreff ausgebaut werden.

### Herrschaftskelter

Der vermutlich erste Besitzer und wohl auch Erbauer der Herrschaftskelter war die «Herrschaft», also der Ortsadel, die Herren von Weinberg. Diese schenkten dem Kloster Zwiefalten vor 1283 das Gebäude, nachdem in diesem Jahr die Zwiefaltischen Besitzungen in Metzingen von Graf Eberhard dem Erlauchten von Württemberg im Streit mit dem Kloster geschädigt und die Kelter niedergebrannt worden waren. Auch den zweiten Brand im 30jährigen Krieg von 1634 überstand die Kelter nicht unbe-

schadet. Sie wurde jedoch als erste 1655 vom Kloster Zwiefalten aufgebaut und ist zusammen mit dem nebenstehenden Zehnthäuschen etwa 1750 in staatlichen Besitz gekommen, der durch die Kellerei Urach verwaltet wurde. In diese Kelter waren meist jene Weingärtner gebannt, die Lehen vom Landesfürsten bewirtschafteten. Im Kelterstübchen wurden die Erträge genauestens erfaßt und aufgeschrieben, um den schuldigen Weinzehnten festzustellen, der dann im Frondienst in die Kellerei Urach abgeführt werden mußte. Anlässlich der Zehntablösung ist die Kelter dann 1852 vom Staat als Schenkung in Stadtbesitz gekommen. Während alle übrigen Kelter ihrer Kelterbäume 1929 beraubt wurden – durch die Anschaffung der hydraulischen Doppelpressen wurden sie überflüssig –, beließ man in der Herrschaftskelter einen Baum als technisches Kulturdenkmal. Er stammt aus dem Jahre 1655, ist 1888 ausgebessert worden und hat folgende Inschrift: «ICH MEISTER WOLFGANGUS / PFAF VON ZWINFALTACH / 1655» – dabei das Zwiefalter Abtwappen, Abtsstab, Zimmermannsbeil und Meisterzeichen.

In dem Gebäude wurde durch den Förderkreis Metzinger Kelter e. V., der sich bei seiner Gründung 1977 zur Aufgabe gemacht hat, die Kelter zu erhalten, zu restaurieren und ihnen durch moderne Nutzung zu neuem Leben zu verhelfen, ein Weinbaumuseum eingerichtet, das im Oktober 1979 eröffnet wurde. Der mit Mitteln des Landesdenkmalamtes Tübingen renovierte Kelterbaum mit zwölf Meter Länge und sechs Meter Höhe ist wohl das interessanteste und eindruckvollste Ausstellungsstück. Aber auch Sutterkrüge, Trink- und Schankgefäße, Anbau- und Pflegegeräte für die Reben und Trauben, Weinbütten, Traubenraspeln, Küferwagen, Fässer, Schautafeln und eine Diaschau geben einen Einblick in den früheren und heutigen Weinbau im Ermstal. Die Gesamtkosten der Renovierung der Herrschaftskelter beliefen sich auf 350 000 DM, die u. a. durch 255 000 DM aus dem Zukunfts-Investitions-Programm (ZIP) finanziert wurden.

### Neue Heiligenkelter oder Kalebskelter

Die Jahreszahl 1690 an einem Eckpfosten dieser Kelter weist das Wiederaufbaujahr nach dem Brand von 1634 nach, während der Keltername selbst auf den einstigen Besitzer schließen läßt: die Heiligenpflege, der das Gebäude nach der Eintragung im Steuerbuch 1758 gehörte. Im Jahre 1818 ist die Kelter von

Nebstehend: Der Eingang zum Weinbaumuseum in der Herrschaftskelter; dahinter der Wohnungsanbau der Inneren Stadtkelter. (Foto: Th. Bauer)



Weinbaumuseum

Information  
Karte  
Anfahrt  
Öffnungszeiten  
Eintrittspreise

der Stiftungsverwaltung Urach in Gemeindebesitz übergegangen. Den Beinamen Kalebskeller erhielt sie deshalb, weil an ihrer südlichen Giebelseite auf Veranlassung der beiden Weingärtnervereine 1887 zwei große Ölgemälde angebracht wurden, auf denen Josua und Kaleb mit der großen Weintraube und dem Schutzheiligen der Weingärtner, dem heiligen Urban, dargestellt waren. Zwischen den beiden Weltkriegen wurden neue Bilder aufgetragen, die jedoch nur kurze Lebensdauer hatten.

Auch diese Kelter wurde 1929 gründlich renoviert, ihre beiden Kelterbäume wurden durch hydraulische Doppelpressen ersetzt; an den Seiten wurden Holzvergitterungen angebracht. Das mächtige Satteldach ist längsseits vorkragend, und die Giebelfüllung über den schmalen Vordächern ist unter dem Verputz aus schlichtem Fachwerk. 1979 beschloß der Gemeinderat, in der Kelter eine öffentliche Bücherei einzurichten. Z. Z. ist ein Architektenwettbewerb zum Innenausbau ausgeschrieben.

#### Äußere Stadtkelter

Die Äußere Stadtkelter ist eine der beiden Kelter, die dem Brand im 30jährigen Krieg nicht zum Opfer gefallen sind. Sie stammt aus dem 14. bis 15. Jahrhundert und war im Besitz des Klosters Offenhausen, das sie nach einem Brand vor 1401 neu erbaute. Nach dem Kellereilagerbuch von 1616 war die Kelter dann im Besitz der Heiligenpflege. Das Steuerbuch

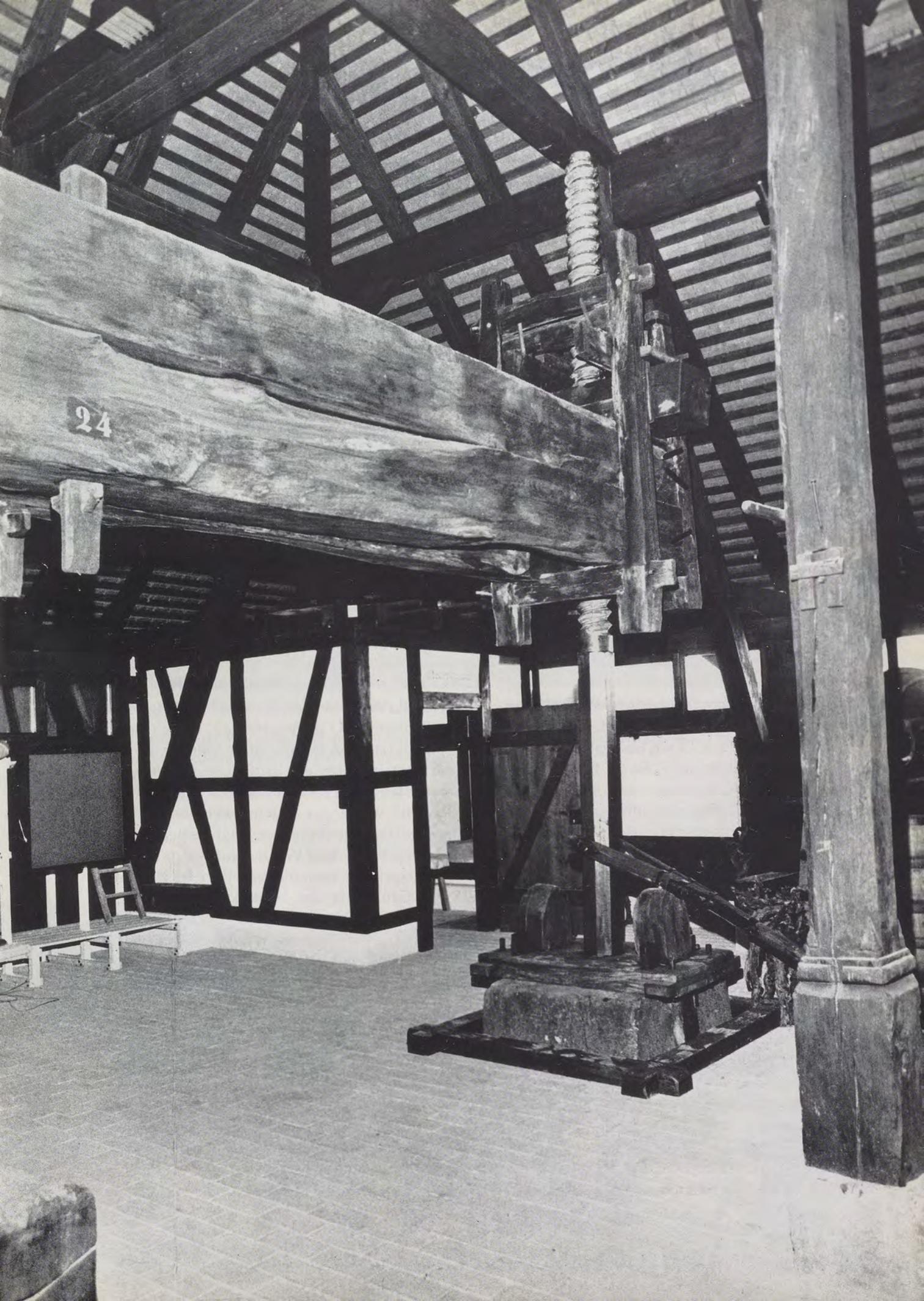


von 1758 weist die Kelter schließlich im Stadtbesitz aus: *eine mit Blatten bedeckte Kellter hinter der Herrschaftlichen auch mit drei Bäuuhm*. In ihr wurde, wie in der Inneren Stadtkelter, der Gemeindertrag gekeltert; und Bürger mit eigenem Weinberg waren verpflichtet, hier die Trauben pressen zu lassen. Auch an dieser Kelter gingen die Renovierungsarbeiten 1929 nicht spurlos vorüber: Entfernung der Kelterbäume und des Kelterstübchens. Die Bauweise ist fast gleich der Äußeren Heiligenkelter. Im Jahre 1975/76 ist die Kelter vollständig renoviert worden, sie wird jetzt gern für Feste und Ausstellungen in Anspruch genommen. Die Gesamtkosten betragen 660000 DM. Auch hier konnten ZIP-Mittel in Höhe von 400000 DM eingesetzt werden.

#### Äußere Heiligenkelter

Schon im Jahre 1281 hatte das Kloster Schussenried eine Kelter in Metzgingen. Wahrscheinlich war es die Äußere Heiligenkelter, eines der ältesten und ehrwürdigsten Bauwerke auf dem Kelterplatz. Sowohl die äußere Gestalt wie auch die innere Konstruktion zeichnen sich durch ganz altertümliche Züge alemannischer Bauweise aus. Es sind teilweise noch die alten zünftigen Verblattungen zu sehen, wie sie der sog. Alemannische Holzbau bis 1550 zeigte. Für das hohe Alter zeugt auch die Bauvorschrift in den Metzinger Statuten von 1601. Dort steht auf Seite 5: *Welcher ein Haus oder Scheuren bavet und umb Schwellen bidtet, der solle die Schwellen undermauren von der Erden an, da es am nidersten ist uffs wenigst annderthalben Schueh hoch bei Straf 5 Pfund Heller*. Diese Vorschrift, die schon 1500 bestand, ist bei dieser Kelter noch nicht beachtet; ihre Eichenschwellen liegen fast ganz zu ebener Erde, während der Schwellenkranz der übrigen Kelter auf massiven Steinsockeln ruht. Da das Gebäude den Brand im 30jährigen Krieg überstanden hat, legt es heute noch in seiner ursprünglichen Form Zeugnis ab von der hohen Zimmermannskunst jener Zeit. Über einem breiten rechteckigen Grundriß mit niedrigen, oben verstrebt vierkantigen Eichenpfosten ruht ein hohes, vorkragendes Walmdach auf holzreichem Stuhl. An den Schmalseiten über dem Walm befinden sich die typischen dreieckigen Firstluken. Die Kelter kam 1410 an Kloster Zwiefalten, das sie 1705 im Zuge des Wiederaufbaus ihrer Schwestern nach dem Brand teilweise erneuerte und ein Kelter-

Die Bilder auf dieser und den beiden folgenden Seiten geben Einblick in das Metzinger Weinmuseum. Im rechts nebenstehenden öffnet sich links von Gewichtstein und Spindelbaum die Tür zum Kelterstüble. (Fotos: R. Wolf – S. 92 und 93; Th. Bauer – S. 94)





stübchen anbaute. Das Steuerbuch von 1758 vermerkt die Kelter dann im Besitz der Heiligenpflege. Die Stiftungsverwaltung Urach übergab sie schließlich 1818 der Stadt Metzingen, die sie 1929 ebenfalls renovierte und die Kelterbäume entfernen ließ. Die Kelter wird zur Zeit zu einer offenen Marktkelter ausgebaut. Zur Finanzierung stehen auch hier ZIP-Mittel in Höhe von 170000 DM zur Verfügung.

Die sieben Metzinger Kelter, einmaliges Zeugnis einer faszinierenden ländlichen Architektur, sind heute wieder zu einem ansehnlichen Wahrzeichen der Stadt geworden. Gemeinderat und Verwaltung denken nicht mehr daran, dieses Ensemble abzureißen, wie man es jahrelang ernsthaft erwogen hatte. Bürgermeister Eduard Kahl läßt keinen Zweifel daran, daß dieses Kulturdenkmal erhalten bleiben soll: *Es ist das erklärte Ziel und das vielfältige Bemühen von Stadt und Gemeinderat, diese einmalige Anlage durch Renovierung und Erneuerung der Nachwelt zu erhalten.* Die Bevölkerung hat die Sache mit den Kelter zu ihrer eigenen gemacht. Den ersten Schritt zur Restaurierung konnte man 1975 tun, als es aus dem Programm für Zukunftsinvestitionen erhebliche

Mittel für die Verbesserung der Lebensbedingungen in den Städten und Gemeinden gab. Diese Chance wurde genutzt: Man begann in den Jahren 1975/76 mit der Restaurierung der baufälligsten Kelter, der Äußeren Stadtkelter, in der seitdem Feste gefeiert werden und Metzinger Vereine sich treffen. Wie richtig diese Entscheidung war, zeigt die Beliebtheit, der sich dieser Fest- und Vereinsraum heute erfreut. Eine bürgerschaftliche Initiative führte im Frühjahr 1977 zur Gründung des Förderkreises Metzinger Kelter, der es sich in seiner Satzung zur Aufgabe gemacht hat, die Kelter zu erhalten, zu restaurieren und ihnen durch moderne Nutzung zu neuem Leben zu verhelfen.

Eva Maria Weiblen, die Erste Vorsitzende des Förderkreises Metzinger Kelter e. V., formuliert dessen Aufgaben und Ziele: *Der Kelterplatz soll in Zukunft vor allem ein lebendiger Platz sein, ein urbaner Mittel- und Treffpunkt. Der Förderkreis sieht in der Erarbeitung einer Gesamtkonzeption für die Finanzierung und Nutzung dieses Platzes und seiner Bauwerke eine wichtige kommunalpolitische Aufgabe. Die rund 350 Mitglieder des Förderkreises wollen Gemeinderat und Verwaltung bei dieser schwierigen Arbeit nach Kräften unterstützen.*

# Das Freilichtmuseum Kommern als Vermittler von Kulturgeschichte

Lisgret Militzer-Schwenger

Wer die Existenzberechtigung des Rheinischen Freilichtmuseums Kommern 23 Jahre nach seiner Gründung durch den Landschaftsverband Rheinland mit vielen Worten beweisen wollte, würde gewiß offene Türen einrennen. Jedes Bauernhaus, jede Scheune und jede Mühle, die hier zu sehen und zu begehnen sind, wären ohne die Möglichkeit eines Wiederaufbaus in Kommern sang- und klanglos verschwunden, so wie viele Gebäude ihrer Art inzwischen unwiderruflich verloren sind; angesichts der rapiden Wandlungen der sozialökonomischen Struktur auf dem Lande ist es eine unnachholbare Notwendigkeit unserer Zeit, Baudenkmale des bäuerlich-ländlichen Bereichs wenigstens in einigen aussagekräftigen Beispielen in Freilichtmuseen zu übertragen und zu bewahren.

Die geretteten Objekte ermöglichen die Rekonstruktion und Präsentation bäuerlicher Kultur und Lebensweise. Dadurch werden sie für breite Bevölkerungskreise interessant und als kulturelles Erbe sinnvoll nutzbar. Schon die registrierten jährlichen Besucherzahlen – in den letzten Jahren jeweils rund 300 000 – machen deutlich, daß das Rheinische Freilichtmuseum Kommern weit über die kleine Gruppe der im engeren Sinne volkscundlich Interessierten und Vorgebildeten und auch über den Kreis der im Umgang mit Museen bereits Geübten hinaus be-

sucht wird. Ergebnisse einer 1976 im Museum durchgeführten Befragung untermauern diese Tatsache: Fast 30% der befragten Besucher (n = 2059) gaben an, noch nie ein anderes Museum besucht zu haben. Fast 40% der Befragten hatten Hauptschulabschluß – das ist ein erheblich höherer Anteil dieser in der Gesamtbevölkerung größten Gruppe, als er z. B. bei einer Befragung im Deutschen Museum in München (1974/75) mit 22% ermittelt wurde.

Im Freilichtmuseum kann ein Eindruck vermittelt werden, wie einfache Leute in früheren Jahrhunderten gelebt haben. Weil mit dem bäuerlichen Alltag in vorindustrieller Zeit das Leben der früheren Bevölkerungsmehrheit thematisiert wird, ist die große Mehrheit der Bevölkerung heute angesprochen. Staunen und Stolz über die kulturellen Leistungen ihrer Vorfahren können hervorgerufen, aber auch Vergleiche zum Lebensniveau der Arbeiter und Angestellten heute angeregt und Fortschritte dadurch sichtbar gemacht werden. Der Anspruch, im Freilichtmuseum nicht nur interessante Objekte zu zeigen, sondern die hinter ihnen stehende historische Wirklichkeit erkennbar machen zu wollen, läßt sich nur durch eine museumsspezifische Bildungsarbeit einlösen. Schon bei der Eröffnung des Kommerner Museums im Jahr 1961 formulierte sein Leiter die Forderung, daß sich Museen nicht als *Hilfsinstitutio-*

Ein unscheinbarer Winkelhof aus der Hocheifel (rechts) ist dem großen Voreifelhof (links) gegenübergestellt.  
(Alle Fotos zu diesem Aufsatz: Freilichtmuseum Kommern)



nen anderer pädagogischer Einrichtungen verstehen, sondern sich auf ihren eigenen Bildungsbereich, auf ihre Funktion als Bildungsstätten eigenen, spezifischen Gepräges besinnen sollten.<sup>1</sup>

Dabei müssen die vorhandenen unterschiedlichen Erwartungen an einen Museumsbesuch in Rechnung gestellt und vor allem für zwei Hauptgruppen von Besuchern tragfähige Konzepte entwickelt werden: Ein kleinerer Teil der Besucher besichtigt das Freilichtmuseum nach genauer Planung und Vorbereitung anhand eines fest umrissenen Themas, das z. B. eine bestimmte rheinische Landschaft oder einen inhaltlich abgegrenzten Bereich bäuerlicher Arbeit in den Mittelpunkt stellt, und strebt nach Verwertung der im Museum erworbenen Kenntnisse im Schulunterricht oder in der beruflichen Praxis. Die Mehrheit der Besucher sucht im Rahmen eines (Betriebs-/Klassen-/Vereins-/Familien-)Ausflugs Erholung von ihrer Arbeit, jedoch keine bloße Zerstreuung, sondern Anregung. Interesse an bestimmten Museumsobjekten entsteht in einer solchen Freizeitsituation eher spontan und entzündet sich in erster Linie aufgrund persönlicher Erinnerungen und

des eigenen Lebenszusammenhangs – zum Beispiel betrachten Besucher aus Orten, die im Freilichtmuseum durch Baudenkmale vertreten sind, diese Gebäude mit besonderer Aufmerksamkeit, viele Hausfrauen beschäftigen sich intensiv mit ausgestellten Küchengeräten und Möbeln, und die meisten Schulkinder zeigen sich vom alten Dorfschulhaus beeindruckt.

Originalbauten aus dem Gebiet der ehemaligen preußischen Rheinprovinz stehen im Mittelpunkt der im Rheinischen Freilichtmuseum Kommern angestrebten Rekonstruktion bäuerlicher Vergangenheit. Entsprechend ihrer Herkunft aus den verschiedenen rheinischen Landschaften wurden sie in vier voneinander abgesetzten Baugruppen wieder aufgebaut und dort nach der jeweils vorherrschenden Siedlungsform angeordnet. Die Häuser sind mit Inneneinrichtungen ausgestattet, so daß die Funktionen der einzelnen Räume durch Mobiliar und Gerät signalisiert werden.

(Vollständigkeit der Inneneinrichtungen kann allerdings nur im Rahmen der musealen Realität angestrebt werden; Grenzen sind ihr vor allem durch den

Der Plan des Rheinischen Freilichtmuseums Kommern läßt erkennen: die Vielfalt ist sinnvoll gegliedert in überschaubare Einheiten – Rechts: Heyer-Hof aus Korschenbroich/Niederrhein

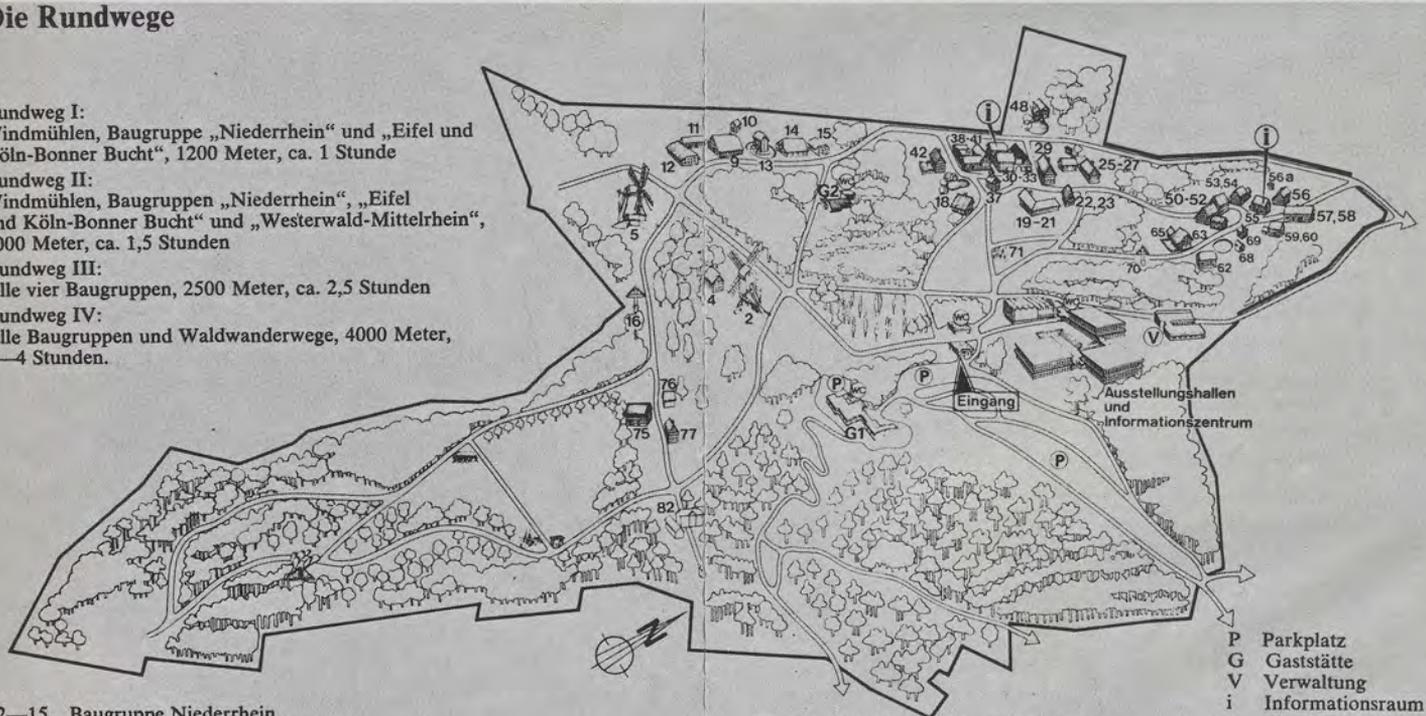
## Die Rundwege

**Rundweg I:**  
Windmühlen, Baugruppe „Niederrhein“ und „Eifel und Köln-Bonner Bucht“, 1200 Meter, ca. 1 Stunde

**Rundweg II:**  
Windmühlen, Baugruppen „Niederrhein“, „Eifel und Köln-Bonner Bucht“ und „Westerwald-Mittelrhein“, 2000 Meter, ca. 1,5 Stunden

**Rundweg III:**  
Alle vier Baugruppen, 2500 Meter, ca. 2,5 Stunden

**Rundweg IV:**  
Alle Baugruppen und Waldwanderwege, 4000 Meter, 3–4 Stunden.



P Parkplatz  
G Gaststätte  
V Verwaltung  
i Informationsraum

- 2–15 Baugruppe Niederrhein  
2 Windmühle aus Spiel  
4 Scheune aus Opherten  
5 Windmühle aus Cantrup  
9–12 Hofanlage aus Korschenbroich  
13 Speicher aus Mönchengladbach  
14, 15 Hofanlage aus Mönchengladbach

16 Prozessionskreuz aus Broscheid

- 18–48 Baugruppe Eifel und Köln-Bonner Bucht  
18 Wohnhaus aus Straßfeld  
19–21 Hofanlage aus Binzenbach  
22, 23 Scheune und Stall aus Breidscheid  
25–27 Hofanlage aus Scheuerheck  
29 Wohnhaus aus Bodenbach  
30–33 Hofanlage aus Elsig und Wallenthal  
37 Dorfkapelle aus Schützensdorf  
38–41 Hofanlage aus Brenig  
42 Wohnhaus aus Bonn-Kessenich  
48 Wassermühle aus Niederweis

- 50–70 Baugruppe Westerwald-Mittelrhein  
50–52 Hofanlage aus Bilkheim und Ellar  
53–55 Hofanlage aus Großholbach, Langenscheid und Eppenrod  
56 Wohnhaus aus Altenburg  
56a Bienenhaus aus Birkenbeul  
57, 58 Gehöft aus Hanf  
59, 60 Kelterhaus und Stall aus Oberdollendorf  
62 Dorfschule und Gemeindebackhaus aus Löhdorf  
63, 65 Wohnhaus aus Ruppenrod und Stall aus Eppenrod  
68 Spritzenhaus aus Oberwennerscheid  
69 Schmiede aus Bornich  
70 Prozessionskreuz aus Söven

71 Grabkreuze

- 75–85 Baugruppe Bergisches Land  
75 Wohnstallhaus aus Kalsbach  
76 Scheune aus Überberg  
77 Wohnstallhaus aus Eulenbruch  
82 Mannesmann-Haus aus Remscheid



Sammlungsbestand und die nötige Sicherung der Exponate gegen Diebstahl und Beschädigung gesetzt.)

In jeder Baugruppe angelegte Gärten und Felder mit den wichtigsten Kulturpflanzen sowie Weiden und Waldstücke zwischen den Baugruppen schaffen eine Umgebung, die dem Zusammenhang von Natur- und Kulturlandschaft in vorindustrieller Zeit entspricht.

Das auf diese Weise verwirklichte methodische Prinzip, Dinge in ihren funktionalen Zusammenhängen und kulturellen Verflechtungen zu zeigen, ermöglicht es, wichtige Züge bäuerlicher Kultur und Lebensweise zu kennzeichnen. Ich will dafür drei Beispiele nennen:

– Der Zusammenschluß von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden zu Hofanlagen oder die Art der Einrichtung und die Größe von Herdräumen weisen auf eine bestehende Einheit von Wohnen und Wirtschaften hin. Es läßt sich nun zeigen, daß hier ein Zusammenhang besteht mit der Doppelfunktion der bäuerlichen Familie als Produktions- und Konsumtionsgemeinschaft; es läßt sich weiter zeigen, daß die Einheit von Wohnen und Wirtschaften darauf beruhte, daß die Landwirtschaft – in vorindustrieller Zeit der wichtigste Wirtschaftszweig – in kleinen, relativ selbständigen Produktionseinheiten betrieben wurde. Damit entsteht ein Interpretationszusammenhang, in den einzelne Formen der Arbeit und des häuslichen Lebens eingeordnet werden können.

– Vorindustrielle Landwirtschaft beinhaltete die Erzeugung von Rohstoffen und deren Weiterverarbeitung zu Lebensmitteln, Kleidungsstücken und anderen Gebrauchsgegenständen, die zum überwiegenden Teil vom Erzeuger selbst konsumiert wurden. Im Freilichtmuseum wird «bäuerliche Selbstversorgung» als ein System aufeinander bezogener Tätigkeiten, als eine den gesamten Lebensraum (Haus, Hof, Felder etc.) strukturierende Notwendigkeit erkennbar. Zugleich können einzelne Prozesse Schritt für Schritt anhand von Gegenständen und Lokalitäten nachvollzogen werden – so z. B. der Weg vom Kohlkopf im Nutzgarten hinter dem Haus über den Krauthobel in der Spülküche und den Vorratsbehälter im Keller bis zum Eßgeschirr im Herdraum. Grenzen der «Selbstversorgung» manifestieren sich dabei oft ebenfalls in Gegenständen – beim genannten Beispiel etwa in den vom Töpfer hergestellten Gefäßen –, so daß weiterreichende Überlegungen zur Entwicklung lokaler Märkte und überregionaler Austauschbeziehungen angeregt werden können.

– Rekonstruierte Dorfanlagen, in denen sich die Ge-

bäude und ebenso Wege, Plätze, Dorfteiche an historisch sinnvollen Stellen befinden, widerspiegeln eine spezifische Ausprägung von Öffentlichkeit, die sich vom zentral gelegenen Dorfplatz in Abstufungen fortsetzt bis in die Höfe und selbst in die Stuben hinein, deren Fenster zur Dorfstraße gerichtet sind. Begriffe wie nachbarschaftlicher Zusammenhalt, Überschaubarkeit, aber auch soziale Kontrolle lassen sich in einem solcherart sichtbar gemachten Rahmen inhaltlich füllen, ohne zum Klischee einer reinen Harmonie oder zur Schreckensvision eines unerträglichen Zwangs zu erstarren.

Bestimmte, auf das Alltagsleben früherer Generationen bezogene kulturhistorische Inhalte sind im Freilichtmuseum besser vermittelbar als in anderen Museen. Allerdings teilen sie sich den Besuchern keineswegs beim Spaziergehen und Schauen automatisch mit. Sowohl die frühere Nutzung und Handhabung einzelner Exponate als auch die Beziehungen, die sie miteinander verbinden, müssen erläutert werden. Auch auf die Vermittlung solcher Informationen, die über die vorhandene Sammlung hinausweisen und sie damit notwendigerweise relativieren, kann man nicht verzichten, wenn man nicht wesentliche Themenbereiche aus der musealen Darstellung bäuerlicher Kultur und Lebensweise willkürlich ausklammern will. Ein Beispiel: Himmelbetten wie das reich verzierte Exemplar von 1787, das in der Kammer eines niederrheinischen Hauses im Rheinischen Freilichtmuseum steht und Wohlstand anzeigt, waren dem jeweiligen Hofbesitzer- bzw. Pächterehepaar vorbehalten. Ein direkter Vergleich mit Schlafstätten von Knechten und Mägden ist nicht möglich, weil von ihnen aufgrund ihrer geringeren Stabilität und ihrer Unscheinbarkeit nichts mehr auffindbar ist. Wenn aber auf diesen Sachverhalt sowie auf die durch schriftliche Quellen bezeugte Lokalisierung der Gesindebetten im Seitenschiff des Stallteils und im Dachraum – in peripheren, weniger geschützten Teilen des Hauses also – ausdrücklich hingewiesen wird, kann das Verhältnis Bauer–Gesinde anhand der unterschiedlichen Bedingungen für die Reproduktion der Arbeitskraft thematisiert werden.

Im Rheinischen Freilichtmuseum Kommern wurde von Anfang an versucht, die ländliche Kulturentwicklung in ihrer Vielfalt und Widersprüchlichkeit darzustellen. Dank dieser Konzeption findet der Museumsbesucher heute nicht nur schöne und prächtige Häuser, sondern daneben kleine, ärmlich wirkende Bauten vor. Die historischen Ursachen der bei den Größenverhältnissen von Scheunen und Ställen, bei der Fassadengestaltung wie der Fläche und Inneneinrichtung von Wohnhäusern sichtbar wer-

denden Unterschiede erschließen sich ihm nicht ohne weiteres; denn er sieht und betritt zwar Originalbauten, aber die Entwicklung darin ist stillgelegt, die Bewohner als handelnde Subjekte fehlen. Genauso wie andere kulturgeschichtliche Museen soll das Freilichtmuseum dennoch dazu beitragen, *den Entwicklungs- und Bewegungsprozeß der Gesellschaft sinnlich-plausibel zu machen*<sup>2</sup>, es darf sich nicht auf eine synchrone Darstellung von Verhältnissen und Strukturen beschränken, sondern muß deren Wandel einbeziehen. Deshalb ist es notwendig, ergänzend zu den gesammelten Sachzeugen andere Informationsquellen zugänglich zu machen mit dem Ziel, die nicht vorzeigbaren Seiten früheren Lebens in anderen Formen darzustellen und den im Museum «verewigten» Stufen historischer Entwicklung sowohl frühere als auch spätere Entwicklungsstufen hinzuzufügen. Hier kann sich ein entsprechend ausgestattetes Freilichtmuseum als Forschungsstätte bewähren und durch museumspädagogische Arbeit die Chance nutzen, Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Forschung sehr direkt an ein breites Publikum zu vermitteln. Verschiedene Forschungs-

schwerpunkte und Vorgehensweisen können einander dabei sinnvoll ergänzen:

– Die Bearbeitung des Bereichs «Hausbau und Wohnen» für die verschiedenen Regionen des Rheinlands<sup>3</sup> schafft nicht allein Kriterien für die Auswahl der Museumsobjekte, sondern ermöglicht es auch, die ausgewählten Beispiele als Weiterentwicklung älterer oder als Ausgangspunkt für spätere Formen zu betrachten. Beispielsweise kann Museumsbesuchern der Prozeß verdeutlicht werden, der vom Herdraum – als zentraler Wirtschafts- und Aufenthaltsraum im Rheinland früher zu Recht «et huus» genannt – über viele Zwischenstufen und Übergangsformen zur heutigen, weitgehend auf die Funktion der Essenszubereitung beschränkten, kleinen Küche geführt hat.

– Die Erforschung der Geschichte einzelner Häuser und Höfe anhand von Archivalien, wie sie in Kommen von Joachim Hähnel geleistet wird, stellt konkrete Daten zur Baugeschichte, zum Grundbesitz, zur sozialen Stellung der Bewohner, zu den Rechtsverhältnissen u. a. m. bereit. Durch deren Vermittlung an die Museumsbesucher können neben Aus-

In der Baugruppe Westerwald/Mittelrhein



schnitten aus der vielfach gestaffelten Hierarchie innerhalb der Bauernschaft exemplarisch auch Formen der Abhängigkeit von den jeweils Herrschenden aufgezeigt werden. Interessante Ergebnisse brachten z. B. die Untersuchungen zu einem im Freilichtmuseum wiederaufgebauten Wohnhaus von 1511 aus Straßfeld: Es war Bestandteil des dortigen Haupthofs des Kölner Antoniterklosters und wurde von Schultheißenfamilien bewohnt, denen der Hof in Erbpacht verliehen war. Zum Hof gehörten eine Zehntscheune sowie ein Torhaus, in dessen Obergeschoß das Dorfgericht tagte. 1793 kam der Klosterhof in französischen Staatsbesitz; nach 1808 wurde der große zugehörige Grundbesitz auf mehrere Bauern verteilt, das Wohnhaus war danach bis 1860 ein «normales» Bauernhaus. Obwohl es heute ohne die früheren Attribute feudaler Herrschaft im Museum steht und beim bloßen Hinsehen nichts weiter als ein besonders altes Fachwerkhaus zu sein scheint, kann es durch entsprechende Erläuterungen in seiner einstigen Bedeutung für die abhängigen Straßfelder Bauern sowie als Beispiel für wesentliche Inhalte und Folgen der Ablösung feudaler Lasten veranschaulicht werden – so wird hier ein Stück linksrheinischer Geschichte faßbar.

– Die Erforschung der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte rheinischer Landschaften zielt darauf, den Einfluß regionaler Unterschiede auf die bäuerliche Kultur und Lebensweise zu analysieren. Indem die wechselvolle Geschichte der Museumshäuser zunächst auf die Entwicklung regionaler ökonomischer und sozialer Verhältnisse bezogen wird, kann sie in einem zweiten Schritt in größere Zusammenhänge gestellt werden. Gottfried Korff hat das am Beispiel der Eifel eindrucksvoll erörtert.<sup>4</sup> Von der extremen Armut, die das Leben der Eifler Bauern im 19. Jahrhundert prägte, ist in und an den im Freilichtmuseum präsentierten Häusern wenig zu sehen, da diese den vergleichsweise günstigen Zustand ihrer Erbauungszeit – überwiegend des 17. und 18. Jahrhunderts – abbilden. Eine adäquate Darstellung findet die «Eifelarmut» jedoch im Rahmen einer Informationszelle, die in der Baugruppe Eifel/Köln-Bonner Bucht eingerichtet wurde. Historische Fotos und zeitgenössische Berichte zeigen die verschiedenen Erscheinungsformen einer ausgeprägten Armutskultur, kurze Texte analysieren die Ursachen der Verarmung. Daß die Eifel für lange Zeit zum Notstandsgebiet wurde, läßt sich mit der verstärkten Wirksamkeit ungünstiger Faktoren, die schon vor dem 19. Jahrhundert vorhanden waren (wie ungünstige Boden- und Klimaverhältnisse, Realteilung), allein nicht erklären; deutlich zu machen sind vor allem die Auswirkungen der Industrialisie-

rung, die in anderen preußischen Gebieten zu einem raschen Aufschwung der Wirtschaft führte, wobei die Eifel immer mehr hinter der allgemeinen Entwicklung zurückblieb. Gerade auch zur Erhellung solcher Zusammenhänge erweist sich das Rheinische Freilichtmuseum Kommern mit seinen vier Baugruppen, die sehr unterschiedlich strukturierte Landschaften vorstellen, als geeigneter Lernort: In einer weiteren Informationszelle wird die der «Eifelarmut» vergleichbare Not im Westerwald während des 19. Jahrhunderts vor dem Hintergrund einer ganz anderen Vorgeschichte – dem Reichtum im Westerwald bis 1800 – untersucht, werden andere als die von der Eifler Bevölkerung beschrittenen Wege aus dieser Not geschildert. Die geplante Informationszelle in der Baugruppe Niederrhein schließlich wird es ermöglichen, konträr dazu die Entwicklung ländlicher Gebiete im direkten Einzugsbereich von Industriezentren und die Anfänge einer marktorientierten landwirtschaftlichen Großproduktion zu charakterisieren.

Die angeführten Themenkomplexe und Fragestellungen, für deren Behandlung das Freilichtmuseum gute Ansatzpunkte bietet, sind natürlich weder als komplette Übersicht noch als Programmvorschlag für einen Besuch in Kommern gemeint, sondern sollen die Vielfalt bestehender Möglichkeiten andeuten. Um diese Möglichkeiten realisieren zu können, muß das Museum seinen Besuchern unter Berücksichtigung ihrer unterschiedlichen Bedürfnisse und Interessen die Auswahl inhaltlicher Schwerpunkte für eine Besichtigung erleichtern und ihnen didaktische Hilfen anbieten. Eine ausführliche Schilderung der zugrundegelegten Gesamtkonzeption für die didaktisch-pädagogische Arbeit im Rheinischen Freilichtmuseum Kommern<sup>5</sup>, in der es um Zielgruppen, Lernziele und ein ganzes System von Vermittlungsformen geht, würde hier zu weit führen; ich will deshalb abschließend nur noch ein spezifisches Kommerner Angebot vorstellen:

Im Informationszentrum des Museums stehen interessierten Besuchergruppen bislang sieben museumspädagogische Filme zur Verfügung. Am häufigsten gezeigt wird ein 15minütiger, in vier Sprachen abrufbarer Einführungsfilm, der neben den Aufgaben und der Struktur des Freilichtmuseums einige grundlegende Aspekte bäuerlicher Kultur und Lebensweise anhand von Museumsexponaten erläutert. Es ist immer wieder feststellbar, daß Besucher beim anschließenden Rundgang nicht nur sofort die im Film gezeigten Bauten und Räume wieder-

---

Nebstehend: Dorfplatz mit Gerichtssäule und Kapelle in der Baugruppe Eifel/Köln-Bonner Bucht



erkennen, sondern auch angesprochene Zusammenhänge wiederherstellen und weiterverfolgen. Filme, die landwirtschaftliche und handwerkliche Arbeiten im Vergleich früher–heute darstellen, werden bislang vorwiegend bei vorbereiteten Museumsbesuchen mit entsprechender Themenstellung genutzt. Der Entschluß, sich einen dieser Filme anzusehen, kann aber ebenso das Ergebnis einer Besichtigung sein, bei der bestimmte Exponate spontane Neugierde geweckt haben.

Die Darstellung bäuerlicher Kultur und Lebensweise im Freilichtmuseum bringt breiten Bevölkerungskreisen Geschichte nahe, indem sie die sinnliche Wahrnehmung von Gegenständlichem mit der Erkenntnis von Zusammenhängen verknüpft. Selbstverständlich stößt die Verfolgung dieses Ziels bei solch kompliziertem Sachverhalt auf Grenzen der Darstellbarkeit. An diese Grenzen stößt das Rheinische Freilichtmuseum Kommern vor, indem es ein vielfältiges, aber überschaubares Territorium repräsentiert und Sachzeugen aus der Zeitspanne vom 15. bis zum frühen 20. Jahrhundert zugänglich

macht. Kleinere regionale Freilichtmuseen und an ihrem ursprünglichen Standort erhaltene Baudenkmale sind dazu keine Alternative, sondern eine sinnvolle Ergänzung.

#### Anmerkungen

- 1 ADELHART ZIPPELIUS: Das Rheinische Freilichtmuseum in Kommern. In: Schriftenreihe des Rheinischen Heimatbundes, Neuß 1961, Heft 9, S. 16 f
- 2 GOTTFRIED KORFF: Didaktik des Alltags. Hinweise zur Geschichte der Bildungskonzeption kulturhistorischer Museen. In: ANNETTE KUHN, GERHARD SCHNEIDER (Hg.): Geschichte lernen im Museum. Düsseldorf 1978, S. 32–46, hier: S. 45
- 3 Vgl. z. B. ADELHART ZIPPELIUS: Das Bauernhaus am unteren deutschen Niederrhein. Wuppertal 1957; GERHARD EITZEN: Das Bauernhaus im Kreise Euskirchen. Euskirchen 1960; HANS-GEORG SCHMELING: Wohnen und Arbeiten im ländlichen Wohnhaus des mittleren Rheinlandes. Bonn 1973
- 4 GOTTFRIED KORFF: Wohnalltag in der Eifel. Bemerkungen zur musealen Dokumentation bäuerlicher Wohnformen vor der Industrialisierung. In: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 22 (1977), S. 103–124
- 5 ADELHART ZIPPELIUS und GOTTFRIED KORFF: Gesamtkonzeption für die didaktisch-pädagogische Arbeit im Rheinischen Freilichtmuseum Kommern. In: Tagungsbericht 1976 des Verbandes europäischer Freilichtmuseen, hg. v. ADELHART ZIPPELIUS, Köln 1976, S. 65–68

Herdraum im Wohnhaus aus Bodenbach/Eifel



# Dörflicher Dialekt im Wandel der letzten 50 Jahre\*

Winfried Abt

Die Sprache galt von jeher als Widerspiegel der kulturellen und zivilisatorischen Entwicklungen. Daß sich in unserer Gesellschaft Kultur und Zivilisation grundlegend und rapide geändert haben, macht sich auch im Dialekt eines kleinen Dorfes bemerkbar, von dem man auf den ersten Blick meint, die Uhren gingen hier langsamer.

Der folgende Beitrag befaßt sich mit der Mundart von Esenhausen im Landkreis Ravensburg. Dieses Dorf steht sicherlich exemplarisch für eine Reihe von Dörfern und Orten in Württemberg, die ähnlichen sprachverändernden Prozessen in den letzten Jahrzehnten ausgesetzt waren und noch sind.

Die Mundart von Esenhausen unter die Lupe zu nehmen, scheint vor allem deshalb interessant, weil Esenhausen dialektgeographisch gesehen lange Zeit ein Grenzort im Bereich der schwäbisch-niederalemannischen Sprachgrenze war und dabei ohrenfällig die «Fronten» gewechselt hat.

\*Dieser Aufsatz basiert auf einer 1979 bei Prof. Dr. Schaaf an der Pädagogischen Hochschule Weingarten vorgelegten Zulassungsarbeit mit dem Thema: «Der Dialekt von Esenhausen, Lkr. Ravensburg. Eine Analyse gesprochener Mundart und ihrer Veränderungen.»

Geschichte und Struktur des Ortes

Im folgenden geht es nicht darum, eine umfassende Darstellung der Geschichte Esenhausens zu geben; es sollen lediglich markante Punkte, die auf die Mundart des Ortes Einfluß ausgeübt haben könnten, aufgezählt werden.

Ein fränkisch-alemannischer Adliger namens Asso oder Azzo gab dem Dorf seinen Namen. Sein Verwaltungssitz wurde Asso-Hus genannt, woraus sich Asenhusen, Aesenhusen, Essenhusen und schließlich das heutige Esenhausen bildete.

Am 13. November 1363 verkaufte der Deutschorden, dem die Burg Ringgenburg, Dorf und Markung Esenhausen gehörte, *das ganze Dorf ze Äsenhusen, Lüte und Gült, was darzu hört*, an das Kloster Weingarten. Im Jahre 1810 fielen die Weingartischen Grundrechte bei der Bildung des Hofkammeramts Altsenhausen an die dortige königliche Hofkammer.

1824 schenkte der König von Württemberg Korntaler Bürgern 252 Jauchert Ried auf der Gemarkung Esenhausen: hier entstand Wilhelmsdorf; bereits 1850 wurde Wilhelmsdorf zur selbständigen Gemeinde erhoben. Am 1. 1. 1973 folgte im Rahmen



Gruss aus Esenhausen

1904 Nach Photographie von O. Friesinger

der Gemeindereform die Eingliederung Esenhausens in die neue Großgemeinde Wilhelmsdorf.

Heute zählt Esenhausen etwa 300 Einwohner, die Bautätigkeit ist, obwohl der Ort an einem sonnigen Osthang des Rotachtales gelegen ist, nicht besonders hoch. Die bäuerlichen Betriebe im Ort nehmen allmählich ab; während von 1930 bis in die 60er Jahre immer etwa 50 landwirtschaftliche Betriebe bestanden, existieren heute noch 23 Vollerwerbsbetriebe.

Durch die Aufgabe einiger Nebenerwerbsbetriebe, durch einen neuen Bebauungsplan und durch den von einigen Planern gewünschten Neuausbau einer Landesstraße samt großzügiger Neutrassierung mitten durch (!!!) das Oberdorf scheint der bäuerliche Charakter des Ortes allerdings immer mehr in den Hintergrund zu geraten.

### Der Ortsdialekt von Esenhausen

Während Esenhausen heute zum schwäbischen Gebiet der sogenannten schwäbisch-alemannischen Gruppe zählt, lag es 1939 bei der Bohnenbergerschen Untersuchung noch südlich der schwäbisch-niederalemannischen Sprachgrenze voll im niederalemannischen Sprachraum (s. Skizze).

Diese Sprachgrenze entspricht der Grenze zwischen den ehemaligen Gaugrafschaften Ratoldsbuch und Eritgau (Donaugau mit nördlicher Sprachform) und Linzgau, Schussengau (Bodenseegau mit südlicher Sprachform). Außerdem bilden das Pfrunger Ried, die Königsegger Höhe und der Bergzug des Höchsten natürliche Hemmnisse, die als Gründe für die Sprachscheidung angesehen werden können.

H. Moser, der als Grundlage die Bohnenbergersche Sprachkarte benutzte, bemerkte 1954, daß sich die Grenzen offenbar südlich verschoben hatten: *Esenhausen, das auf Karten der 30er Jahre noch als niederalemannisch erscheint, spricht heute schwäbisch, in Pfrungen, aber auch im badischen Höhereute ist die junge Generation zum Schwäbischen übergegangen.*

Mir ging es nun darum, konkrete sprachliche Wechselformen auszumachen und nach deren Ursachen zu fragen. Für diesen Zweck suchte ich mir vier Esenhauser aus, von denen ich annehme, daß sie repräsentativ für unseren Ortsdialekt und seine Veränderungen sind: Sprecher I und II, ein Bauer und eine Bäuerin aus der ältesten noch lebenden Generation, die nie länger vom Ort weg waren; sie verwendeten noch niederalemannische (nda.) Sprachformen. Sprecher III und IV aus der nächstjüngeren, mittleren Generation. Sprecher III kann als repräsentativ für die heutige Esenhauser Vollmundart angesehen werden.

Bei Sprecher IV, einem 54-jährigen Schmiedemeister, der seit etlichen Jahren in Ravensburg arbeitet, schlägt sich der tägliche Ortswechsel durch stadtschwäbische Formen nieder.

### Niederalemannische Restformen

Niederalemannische Formen fand ich, wie gesagt, nur noch bei den Sprechern aus der ältesten Generation (I und II): Bei ihnen sind die einfachen Langlaute für die mittelhochdeutschen *i, u, iu* erhalten geblieben, während sie im Schwäbischen zu *ei, ai* bzw. *eu, ou, (ao)* geworden sind: *und seid: kenned denn dia bura-, dia murer id kumma.* (nda: *bura, murer*, schwäb.: *boura, mourer* = *Bauern, Maurer.*)

Diese und andere nda. Formen wie *gongs – gans* = *Gans, luim – lehm* = *Lehm, woß – woiß* = (ich) *weiß, nui – nei* = *neu, emmes – ebbes* = *etwas* waren jedoch nur noch selten zu finden, beide Sprecher verwendeten ansonsten die entsprechenden schwäbischen Formen (sog. Isoglossen).

Dagegen benutzen beide Personen häufig die nda. Form von *gewesen* *gsing*; allerdings auch die schwäbische Isoglosse *gsai*. Manchmal wechselten sie beide Formen sogar in einem Satz (das sogenannte Code-switching):

*uf dia gunschd vu de junge a'gwiesa gsai, und de'schd hie-end-da schlimm gsing . . .*

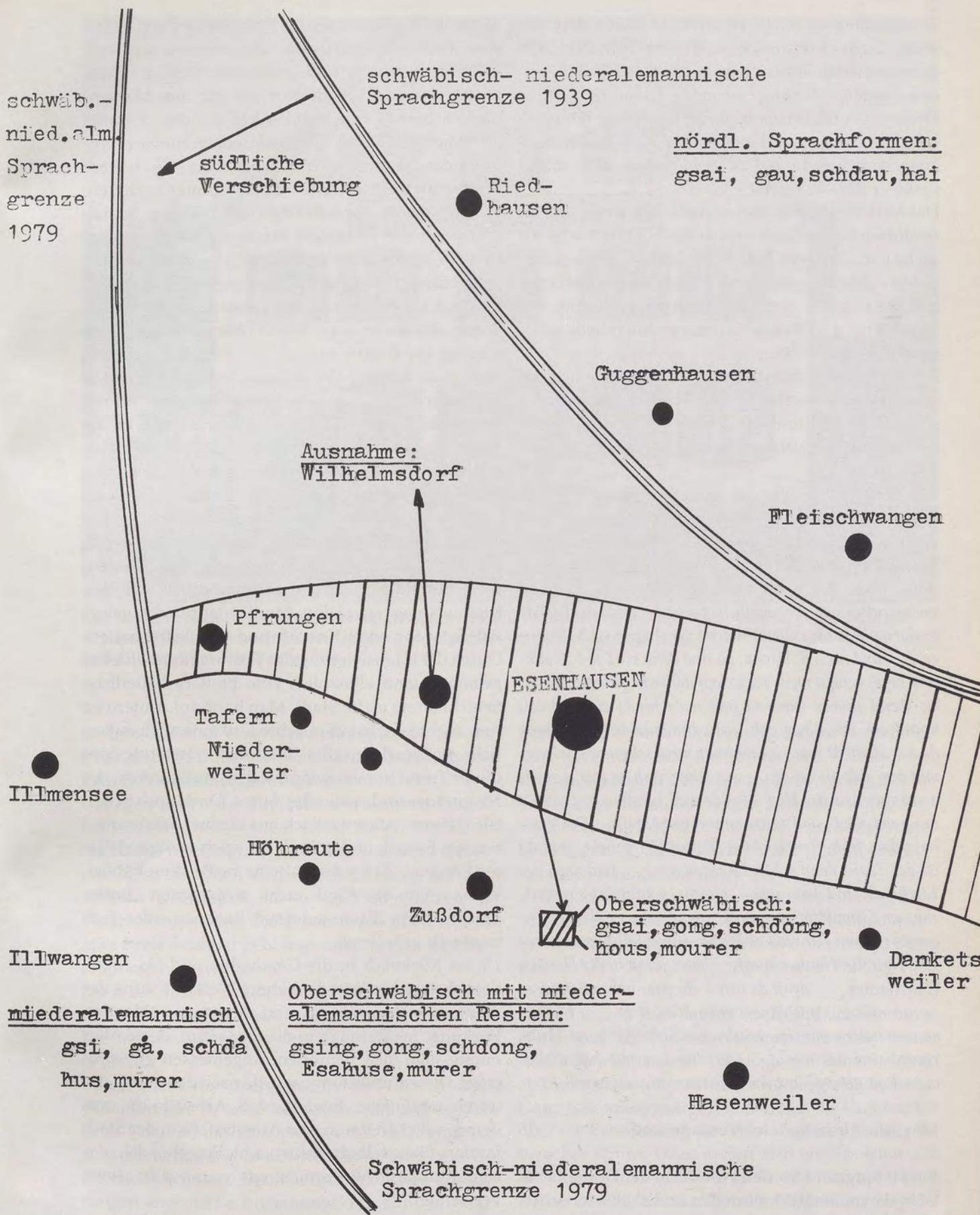
*. . . griag gsai . . . a hochzeid gsai . . . a schenke gsai . . . ganz anderschder gsing . . . i derra griagszeid dinna gsing . . . dà ischd amàl uiner gsai, d'r B. isch bei e's gsing . . .*

Bei der alten Generation vollzog sich der Übergang vom Niederalemannischen zum Schwäbischen allmählich. In der nächsten Generation der heute 45- bis 60-jährigen sind die niederalemannischen Formen ganz verschwunden. Es ist sogar so, daß Nachbarorte, die in der Vollmundart noch niederalemannische Formen benutzen, deswegen als rückständig bewertet werden.

### Der heutige Ortsdialekt

Die Vergangenheit des Esenhauser Schwäbisch läßt sich vor allem im Vergleich mit nördlicherem Oberschwäbisch nicht leugnen, obwohl die vorher angeführten niederalemannischen Formen fehlen. Die Beispiele, an denen ich einige typische Merkmale der heutigen Esenhauser Vollmundart aufzeigen will, stammen aus den Tonbandaufnahmen von Sprecher III:

Vokalstellungen, die im nördlichen Schwäbisch gedehnt sind, bleiben als Kurzvokale bewahrt: *m<sub>es</sub>a* – *müssen*, *k<sub>i</sub>rcha* – *Kirche*, *n<sub>aw</sub>äd's* – *hinunterwärts*.



Die Beispiele beziehen sich jeweils auf die Vollmundart der mittleren Generation (45 bis 60 Jährige).

Im Anschluß an solche Kurzvokale finden sich teilweise lange Konsonanten, die im Schwäbischen normalerweise fehlen: *gozzige* – *einzig*, *alleweil* – *immer*, *sunndig* – *Sonntag*, *hamm'r* – *Hammer*.

Der west- und ostschwäbische Diphthong (Doppel- oder Zwielauf) *oi* wird im Esenhauser Schwäbisch *ui* ausgesprochen: *kuin* – *koin* – *keiner*, *allui* – *alloi* – *allein*, *i mui* – *i moi* – *ich meine*.

Das Mittelhochdeutsche *ou*, *ei* erscheint nicht wie im restlichen Schwäbisch und in der Schriftsprache als *au* (*ao*), *ai*, sondern bleibt dunkel *ou*, *ei*: *ou* – *auch*, *glouba* – *glauben*, *gseid* – *gesagt*, *heid* – *heute*, allerdings *gsai* (nda. *gsei*) – *gewesen*. Auch im Nordschwäbischen sind ja nicht alle Diphthonge aufgeheilt: *glei* – *gleich*, *bleiba* – *bleiben*.

Für die Mittelhochdeutschen *gan*, *stan*, *lan* gibt es im Esenhauser Schwäbisch noch Formen mit dem sogenannten Gutturalnasal *ng*: *gong*, *schdong*, *bleiba long*; (nördl. schwäb. *gau*, *schdau*, *bleiba lau*, nda. *gà*, *schdä*, *bliiba là*).

Als kleine Kostprobe möchte ich nun eine Passage aus den Aufnahmen von Sprecher III anführen; er erzählt, wie er als Jugendlicher heimlich mit dem Kleinkraftrad gefahren ist. Dabei zitiert er auch seinen Vater, der noch niederalemannische Formen verwandte: . . . *d'r vadd'r häd schà bei zeida dia leichde modorrädle ghed, gell, dà isch de deifel denn schà losganga . . . und nàch de kircha, dà sind denn schà so a schdikera segs, achd a weile im schopf dahinda ghuckd, bassed bis iberall sauber war, nà häd ma's hinda zum schdall nousdreid, iber d'häg nab, denn dunda in de Hanga dunda . . . denn dà war – a baar händ mesa schmiere schdong, mid dem alde dinger dà . . . vu Illme'see hãm mer'n ghed, a siebzger war des blos . . . 'de well luusbua häd wied'r ming rad ghed', häd de opa ammel gseid, gell. – (Der Vater hat schon früh diese leichten Motorräder gehabt, gell, da ist der Teufel denn schon losgegangen . . . und nach der Kirche, da sind dann schon so sechs, acht Stück ein Weilchen im Schopf hinten gehockt, gepaßt, bis es überall sauber war, dann hat man es hinten zum Stall hinausgetragen, über die Zäune hinunter, dann unten in der Hangen (Flurname) . . . denn da war – ein paar haben Schmiere stehen müssen, mit diesem alten Dinger da . . . von Illmensee hatten wir ihn gehabt, ein Siebziger (ccm Hubraum) war das nur . . . «welcher Lausbub hat wieder mein Rad gehabt» hat der Opa immer gesagt, gell.)*

### Mögliche Ursachen der Veränderung

Ein Hauptgrund für den Wandel in der Dorfsprache ist in den radikalen kulturellen und zivilisatorischen Veränderungen zu suchen, welche die verträumten Bauerndörfer beinahe überfielen. Im einzelnen sind dies: das soziale Streben nach oben, die erweiterten

Bildungsmöglichkeiten, die Spracherziehung in den verschiedenen Schularten, die verbesserten Verkehrsbedingungen und modernen Beförderungsmittel, der andauernde Kontakt mit den Massenmedien bereits vom Kindesalter an, das Heiraten über die Lokal- und Regionalgrenzen hinweg. Besonders einflußreich ist daneben die höhere Wertschätzung anderer Sprachformen: Höhere Wertschätzung kann Formen der höheren Sozialschichten, die besonders durch die Stadtsprachen vermittelt werden, wie Formen der benachbarten Sprachlandschaften als Ausgangspunkt haben. Eine solche Wertschätzung entstand aber erst dadurch, daß ein breiterer bäuerlicher Kreis überhaupt Zugang zur Stadt hatte.

Auf unser Beispiel Esenhausen bezogen sieht dies folgendermaßen aus: Die ersten Postautos fuhren von Wilhelmsdorf aus in den 20er Jahren in die Stadt. (In *d'schdadt gong* bedeutet in Esenhausen soviel wie in die Kreisstadt Ravensburg zu gehen, wobei *gong* früher wörtlich als «zu Fuß gehen» zu verstehen war.) Vor dieser Zeit kam man höchstens ein- bis zweimal im Jahr in die Stadt. Es ist selbstverständlich, daß dieses Ereignis jedesmal ein Festtag war, besonders wenn der Stadtbesuch auf den Kirchweihfest oder den Martini-Jahrmarkt gelegt wurde, wenn sogar Knechte und Mägde frei hatten. Durch die Intensivierung des Postomnibusbetriebes gelangte dann allmählich eine breitere bäuerliche Schicht öfters in die Stadt. Man hatte auf Ämtern zu tun, suchte Ärzte auf, machte Einkäufe auch außerhalb der Markttermine. Natürlich verstärkte sich dieser Trend immer mehr mit dem Aufkommen der Motorräder und später der Autos. Doch noch in den 60er Jahren – dies weiß ich aus eigener Erfahrung – war ein Besuch in der Stadt ein solch wertgeschätztes Ereignis, daß jedesmal eine heiße Wurst abfiel. Wenn man als Kind nicht mitkommen durfte, brachte mein Vater jedesmal Bananen oder Erdnüsse als *grämle* mit.

Dieser Rückblick in die Geschichte und ins Anekdotische verdeutlicht die höhere Wertschätzung der Stadt, hier Ravensburg, und ihrer ausstrahlenden Wirkung. Je öfter man in die Stadt kam, desto öfter mußte man sich bemühen, angemessen zu sprechen. Diese Entwicklung wurde nach dem Krieg dadurch ungeheuer forciert, daß Arbeitskräfte aus dem ländlichen Raum eine Arbeitsstelle in der Stadt fanden. Beispielhaft dafür steht Sprecher IV, der stadtmundartliche Formen wie *gwesa*, *geba*, *baum* verwendet.

Alles in allem kann man feststellen, daß die Ausstrahlung Ravensburgs, das als Sprachinsel im Niederalemannischen eine lange schwäbische Sprach-



Das Postauto nach Ravensburg (hier aufgenommen in Wilhelmsdorf) stellte die erste intensive Verbindung zur Kreisstadt her. Aber noch (in den frühen zwanziger Jahren) war es nicht ganz so selbstverständlich: man stellte sich mit ihm zum Erinnerungsfoto.

tradition besitzt, einer der Hauptantriebe für den Übergang des Umlandes vom Niederalemannischen zum Schwäbischen gewesen ist.

Dagegen waren die Einflüsse von anderen Sprachlandschaften her weniger stark; im Westen liegen die badischen Orte, die z. T. heute noch niederalemannisch sprechen und ihre Beziehungen in den Altkreis Überlingen haben; im Osten liegen mit Fleischwangen und Riedhausen Nachbarorte, die zum Kreis Saulgau gehörten und dorthin ihre Verbindungen ausrichteten.

Die Nachbarorte im Kreis Ravensburg verwenden in ihrer Vollmundart heute noch niederalemannische Restformen, allerdings sind auch sie im Auflösen begriffen.

Damit bliebe nur noch der Einfluß Wilhelmsdorfs: Wilhelmsdorf ist eine konfessionelle und sprachliche Kolonie, ein Absprensel des württembergischen Unterlandes. Es übt mit seinen Betrieben, Geschäften, Schulen, Heimen und ärztlichen Einrichtungen eine starke Anziehungskraft auf die Umgebung aus. Doch an der für den Dialektwechsel wichtigen «höheren Wertschätzung» mangelt es aus der Sicht der Esenhauser. Die Freundschaft zwischen

Wilhelmsdorf und den umliegenden Gemeinden war, wenn man auf «die Stimme des Volkes» hört, eher zweckbegründet oder formell. Vielen machte und macht die zunehmende Expansion und Vormachtstellung Wilhelmsdorfs nicht gerade geringes Unbehagen. Zwei politische Maßnahmen verstärkten diese Aversionen noch:

1. Im Jahre 1933 mußte Esenhausen einen großen Teil seiner Gemarkung, der von Wilhelmsdorfern bewirtschaftet war, an Wilhelmsdorf abtreten. Dazu äußert sich Sprecher I: *Dà händ d-Esahouser ou gschumpfa.*

2. 1973 wurde Esenhausen nach Wilhelmsdorf eingemeindet. Über die daraus entstehenden negativen Folgen gab es viel Unbehagen: höhere Steuern, «bürgernähere» Verwaltung und dergleichen mehr. Ganz besonders geärgert haben sich die Esenhauser über die Beschaffung des Trinkwassers aus dem Biberacher Raum. Dazu äußert sich ein Sprecher: *Dà händ s'ganze dorf a'ggeschlossen, und etz seid ma, des wasser sei niks (das aus den umliegenden Wäldern und Hügeln, W. A.), etz läht ma 's hindanab loufa, und beim R. doba, dà isch de dorfbrunna, der loufa, i woß gar id wia, etz holed se s'wasser z'laupheim dunda; des deff ma ou schreiba, was*

se dā gmachd händ. – (Da hat man das ganze Dorf abgeschlossen, und jetzt sagt man, dieses Wasser sei nichts, jetzt läßt man es hinten hinunter laufen, und beim R. oben, dort ist der Dorfbrunnen, der läuft, ich weiß gar nicht wie, jetzt holen sie das Wasser in Laupheim unten, das darf man auch schreiben, was sie da gemacht haben.)  
Wilhelmsdorf mit seinen Geschäften und Schulen hat sicherlich Anteil daran, daß Esenhausen schneller zum Oberschwäbischen gewechselt hat, vom Wilhelmsdorfer Schwäbisch Unterländer Prägung hat Esenhausen jedoch nichts übernommen.

#### Mögliche Weiterentwicklungen

Die der Mundart schon oft prophezeite Ausrottung ist bis heute noch nicht eingetroffen. Der Trend hin zur Mundart verstärkt sich eher wieder (man denke nur an die neue Mundartdichtung). Was sich verändert, sind die alten Bauernsprachen und die einheitlichen, von anderen deutlich abgegrenzten Dialekte innerhalb der einzelnen Ortschaften. Die Bauern geraten immer mehr in die Minderzahl, ihre Arbeitsweisen werden durch die fortschreitende Technisierung verändert. Dies wirkt sich auch auf ihre Sprache aus.

Festzustellen sind jedoch nur ein Wandel der Laute und Formenwandel sowie Veränderungen im

Wortschatz; wobei letzteres wegen des damit verbundenen Verlustes an Bodenständigkeit und Originalität eigentlich besonders zu bedauern ist. Syntaktische Veränderungen können im allgemeinen in Esenhausen noch nicht beobachtet werden. So würde z. B. niemand das Perfekt durch das Imperfekt ersetzen und sagen *d'schbräch veränderte sich* statt *d'schbräch häd sich veränderd*. Die allgemeine Tendenz deutet eher auf eine gewisse Zweisprachigkeit – oder genauer gesagt: Diglossie – hin. Echte, durch Überlieferung bodenständig gewordene, streng lokalisierbare Mundart findet sich seltener, dagegen mehr Schattierungen zwischen bäuerlicher Mundart und neuem Umgangsdialekt. Die Mehrzahl der Dorfbewohner benutzt neben der Ortsmundart, mit der sie aufgewachsen ist, eine gehobene, an regionale Ausgleichsformen angelehnte Sprache. Nur bleibt diese regionale Umgangssprache eine künstliche Sprache; und wenn es die Situation erlaubt (wenn man unter sich ist), wird jeder Einheimische wieder zur Vollmundart zurückkehren, wenn auch einzelne Formen des Umgangsdialektes haften bleiben können. Beispielhaft für diese Tendenz steht der von mir untersuchte Sprecher IV, der ja – als echter Esenhauser – seit Jahren in Ravensburg arbeitet. Am Anfang unseres Gespräches verwandte er stadtmundartliche Formen wie *gwesa*,





Der Vergleich des nebenstehenden Luftbildes von 1931 mit einer neueren Aufnahme zeigt: Veränderung und Erweiterung des Ortsbildes halten sich in Esenhausen durchaus in Grenzen.

*geba, baum, musikkapella*, später fiel er in die vollmundartlichen Isoglossen *gsai, gea, nussbomm, d'musig* zurück.

Das Ausmaß der Diglossie wird von sozialen Daten wie Beruf, Schulbildung und Wegsein vom Ort bestimmt. Durch die Zunahme von Zugereisten und Arbeitern, die auswärts beschäftigt sind, sind immer mehr «zweisprachige» Schattierungen in Esenhausen festzustellen. Träger der Vollmundart bleiben allein die wenigen Bauern.

Dies ist eine Entwicklung, die mit einem lachenden und einem weinenden Auge zu verfolgen ist: Einerseits verschwindet das Hagenbüchene, Wollene, das dem schwäbischen Bauern manchmal nicht zu Unrecht angelastet wird, andererseits löst sich damit etwas Dorfspezifisches, Unnachahmliches und Unverwechselbares – auch ein Identifikationsmerkmal – auf und geht in ein Allerweltschwäbisch über.

Doch, um mit Friedrich E. Vogt zu schließen: Hochdeutsch werden wir in Esenhausen in der nächsten Zeit nicht reden, denn die *Hochsprache klingt bei einem Einheimischen stets gekünstelt und gelingt keinem ohne schwäbischen Akzent*.

#### Literaturhinweise

K. BOHNENBERGER/H. SCHÖLLER: Württ. Sprachkarte Nr. 9 (Südliches Oberschwaben), in: Württ. Jahrbuch für Stat. und Landeskunde, 1938.

H. MOSER: Vollschräbisch, Stadtschräbisch und Niederalemanisch im seither württembergischen Oberschwaben, in: Alemanisches Jahrbuch, Lahr, 1954.

F. VOGT: Der Wandel in der Dorfsprache, in: Württ. Jahrbuch für Volkskunde 1959/60.

K. H. SCHAAF: Die Mundarten im Kreis Ravensburg, in: Der Kreis Ravensburg, Stuttgart und Aalen, 1976.

Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Musikvereins Esenhausen, 1960.

# Der Kaiser aus dem Schwarzwald

## Eine revolutionäre Utopie von 1510

Josef Mühlberger

Das eschatologische (endzeitliche) Grüblertum um die nahe Herabkunft eines Messias und die Gründung eines Tausendjährigen Reiches des Friedens, in welchem Lamm und Wolf nebeneinander leben werden, war schon früh mit den staufischen Kaisern – schon zu ihren Lebzeiten oder durch ihre spätere Wiederkehr – verbunden; die staufische Epoche wurde als die Zeit einer Weltenwende empfunden. Der kalabrische Abt und Einsiedler Joachim von Fiore (1145–1202) steht am Anfang der Reihe dieser Propheten, die in den folgenden Jahrhunderten nicht abreißt. Eine der spätesten, aber auch merkwürdigsten Prophezeiungen dieser Art ist das «Buch der hundert Kapitel» um einen «Kaiser aus dem Schwarzwald» mit dem Namen Friedrich. Es wurde zur Zeit Kaiser Maximilians I. 1510 von einem anonymen Verfasser aus dem Oberelsaß oder Breisgau niedergeschrieben und ist nie veröffentlicht worden. Die Handschrift wird in Colmar aufbewahrt. Das apokalyptische Jahr wird für 1515 vorausgesagt. Daß sich zur selben Zeit in jener Gegend die sozialrevolutionäre Bewegung der Bauern im «Bundschuh» erhob, zeugt davon, daß das «Buch der hundert Kapitel» die revolutionären Ideen und Hoffnungen der Zeit ausspricht. Von allen Prophezeiungen der vorausgegangenen Jahrhunderte unterscheidet sich das «Buch der hundert Kapitel» bei Beibehaltung der Feindschaft gegen die Amtskirche durch ihr radikales soziales Programm und die ebenso radikale nationale Fixierung.

Der Widerstand gegen kirchliche und soziale Mißstände meldete sich schon zur Zeit Kaiser Friedrichs II. Die Voraussagen des Joachim von Fiore wirkten nach, hinzu traten zwei weitere Ursachen: das Armutsideal des heiligen Franziskus und die Absetzung des als Ketzer verdamnten Friedrich II. durch den Papst Innozenz 1245 in Lyon und die Verhängung des Interdikts über Deutschland, das das Spenden der Sakramente untersagte. Es traf die gesamte Bevölkerung besonders hart, weil dadurch Sterbende ihres letzten Trostes, der Verdammnis zu entgehen, beraubt wurden.

Daraufhin erhob sich ein heftiger Widerstand gegen die Amtskirche mit dem Papst an der Spitze und die Geistlichkeit insgesamt, von dem die Annalen des Abtes Adalbert von Stade für das Jahr 1248 anschaulich berichten. Dieser Widerstand war besonders heftig im staufertreuen Schwaben, wo der Dominikanermönch Arnold öffentlich gegen den Papst

predigte und für den *Herrn Kaiser Friedrich und seinen Sohn Konrad, die vollkommen und gerecht sind*, betete. Seine Predigten waren mit Drohungen und Anklagen gegen die Besitzenden und Reichen verknüpft. So fern war das den Gedanken des Kaisers nicht, stand doch im Vorwort zu dem von ihm geschaffenen Gesetzbuch, dem «Liber Augustalis»: *Nach dem Sündenfall verfolgten sich die Menschen gegenseitig mit Haß. Sie begannen den Besitz, der dem Naturrecht gemäß allen gemeinsam gehörte, unter sich aufzuteilen . . .*

Die sozialen Forderungen Arnolds führten in Schwäbisch Hall zur Vertreibung der Priester und etlicher Patrizier durch die Handwerker.

Eingegeben wurden dem Verfasser des «Buches der hundert Kapitel» die Prophezeiungen durch den Erzengel Michael, der Luzifer gestürzt hatte, der den Antichrist vernichten und als Engel des Jüngsten Gerichts die Toten aus den Gräbern rufen und auf der Seelenwaage prüfen wird. Der Schreiber wurde durch den Erzengel beauftragt, eine fromme Laienbruderschaft zu gründen, deren Zeichen ein gelbes Kreuz ist. Sie wird vom Erzengel geleitet und dem in Bälde erscheinenden «Kaiser aus dem Schwarzwald», Friedrich, entgegengeführt. Die Laienbrüder, die sich zu einem Kreuzzug der Rache gegen die Sünder und Reichen dieser Welt vereinigen werden, müssen, gemäß der moralischen Strenge der Bruderschaft, ehelich geboren, verheiratet und ohne das Laster des Ehebruchs sein.

Das Erscheinen des erlösenden Messias-Kaisers wird im Sinn der Apokalypse geschildert: *Der Kaiser wird auf einem weißen Pferd kommen und einen Bogen in seiner Hand haben, ihm ist die Krone gegeben von Gott, Gewalt zu haben, alle Welt zu zwingen. Er wird ein großes Schwert in seiner Hand haben und viele totschiessen.* Vor dem Beginn des Tausendjährigen Reiches wird ein furchtbares Strafgericht stattfinden gegen die, welche in der Sünde verharren. Die Bruderschaft vom gelben Kreuz, eine *neue Ritterschaft*, wird sie ausmerzen, um die Welt sündelos zu machen. Jeglicher ist aufgerufen, *das Böse zu straffen*, das Böse zu bestrafen. Als erster muß der jetzt regierende Kaiser Maximilian getötet werden, der ein Antichrist ist. Der wahre Kaiser, der «Kaiser aus dem Schwarzwald», wird mit Hilfe seiner Gefolgschaft vom gelben Kreuz

---

Die wiedergegebenen Holzschnitte und die Zeichnung stammen von HANS BALDUNG GRIEN, der zur selben Zeit und in derselben Landschaft wie der Verfasser des «Buches der hundert Kapitel» lebte. – Rechts: Fahnen Schwinger (1504).



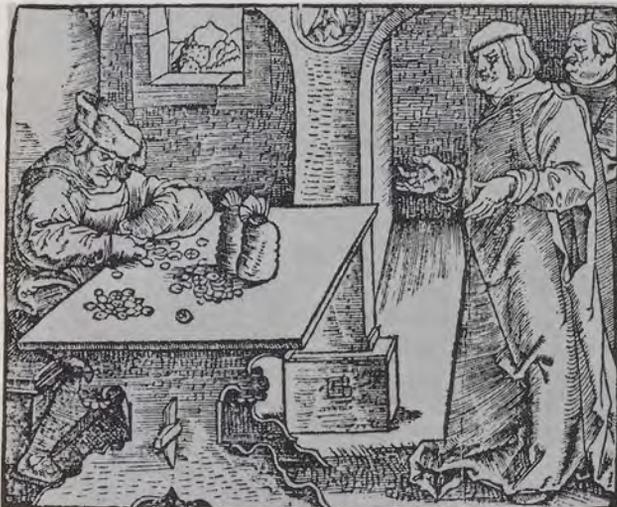


Hans Baldung Grien: Die sieben Hauptsünden (1511)

die ganze Welt vom Orient bis zum Okzident erobern und *Blut als Wein trinken*.

Die Bruderschaft vom gelben Kreuz besteht aus gemeinen, das heißt niedrigen und armen Leuten, die gegen die *Mächtigen des geistlichen und weltlichen Standes* zu Felde ziehen. Beider Hauptlaster ist die Avaritia und die Luxuria, Habgier und Genußsucht. Mit Wollust wird die grausame Bestrafung der gehaßten Pfaffen und Nonnen beschrieben; der gesamte Klerus muß ausgerottet werden: *Fanget mit den Häuptern an und hört nicht auf zu strafen von dem Papst bis zu den kleinen Schülern. Schlagt sie alle tot.*

Hans Baldung Grien: Die Habgier (1516)



Die Droh- und Strafpredigt setzt sich gegen die weltlichen Sünder fort, gegen die Wucherer und Geldverleiher, Handelsherrn und Kaufleute, gegen alle, die auf Kosten der Armen im Wohlstand leben. Die Wucherer werden verbrannt, die Advokaten aufgeknüpft. Durch dieses Blutbad soll die Welt von Sünden gereinigt und für die Ankunft des Messias-Kaisers bereitet werden. Der «Kaiser aus dem Schwarzwald», *der die Durstigen aus dem lebendigen Wasser tränken wird*, verkündet die Gleichheit der Menschen in seinem neuen Regiment. Die Reichen müssen ihres Besitztums beraubt, Herzöge und Grafen abgesetzt, der persönliche Besitz muß Gemeingut aller werden; im Tausendjährigen Reich der Sünde- und Besitzlosigkeit wird es nur *einen Hirten und einen Schafstall* geben, werden Gleichheit und Brüderlichkeit herrschen.

Die Gegenkirchlichkeit und die Forderung nach sozialer Gleichstellung aller sind nicht neu, wenngleich auf eine Spitze getrieben. Neu ist ein betonter Nationalismus, denn Friedrich, der «Kaiser aus dem Schwarzwald», wird wie sein Volk deutsch sein. Das deutsche Volk steht in dem «Buch der hundert Kapitel» über allen Völkern. In den Anfängen der Menschheit hatte von allen Völkern nur das deutsche Volk in sozialer Eintracht und Brüderlichkeit gelebt. Dieser paradiesische Zustand wurde durch die Römer und die römische Kirche zerstört. Das alte Testament wird für falsch erklärt, denn die Nachkommen Adams waren nicht die Juden, sondern die Deutschen. Nicht die Juden, sondern die Deutschen sind das auserwählte Volk. Außer der deutschen sind alle anderen Sprachen erst durch den Turmbau von Babel entstanden.

Die Deutschen hatten sich im Herzen Europas, im Elsaß, niedergelassen und Trier als Hauptstadt errichtet. Moses war ein Erzbetrüger; seine Zehn Gebote werden durch die «Trierer Statuten» ersetzt. Mainz ist der geistliche Mittelpunkt; dort herrscht anstelle des Papstes ein dem Kaiser unterstellter Patriarch. Der Kaiser wird als ein irdischer Gott anerkannt und verehrt. Christus galt nur für die Juden, die christliche Religion ist ein den Deutschen fremder Glaube.

Die neuen Regelungen werden bis in Einzelheiten geplant. Der christliche Sonntag, der jüdische Sabbat, der mohammedanische Freitag gelten nicht mehr als heiliger Tag der Woche, sondern – aus dem Glauben an die germanischen Götter – der Donnerstag.

Was je in der Welt groß war, war deutsch; Alexander der Große war ein Deutscher. Alle anderen Völker sind verderbt und müssen ausgerottet oder vertrie-

ben werden. Die Franzosen sind ein zu verachtendes Gesindel und müssen Untertanen der Deutschen werden; die Italiener müssen, was sie eh und je waren, den Deutschen leibeigen bleiben; der Stolz der Spanier und Engländer muß gebrochen werden. Auf den Trümmern der Reiche und Völker, die *durch Grausamkeit in Furcht gebracht werden*, wird der «Kaiser aus dem Schwarzwald» das größte Reich, das je bestand, errichten; es ist unvergänglich. Nicht nur die fremden Völker, auch die Religionen müssen ausgemerzt werden, so die Mohammedaner; die sich nicht taufen lassen wollen, werden mit ihrem eigenen Blut getauft, das heißt erschlagen.

Der Schluß: *Die Deutschen hatten einstmal das ganze Erdreich in ihren Händen gehabt, und in kurzer Zeit werden sie es abermals tun, mächtiger denn je.* Das Ziel ist die Schaffung eines deutschen kommunistischen Weltimperiums.

Die verschiedenen Prophezeiungen über das Erscheinen eines Messias-Kaisers und die Herkunft des Tausendjährigen Reiches wurden an verschiedene zeitgenössische Kaiser geknüpft, so an Sigismund, Friedrich III. und Maximilian I. Das «Buch der hundert Kapitel» rückt von diesen Kaisern ab; sie hatten die Hoffnungen enttäuscht. Deutlich lassen sich im «Buch der hundert Kapitel» Spuren verfolgen, die auf den wiederkehrenden Friedrich II. als kommenden Messias-Kaiser hindeuten. Die noch immer wachen Erinnerungen an ihn, seine persönliche Erscheinung, sein Reich, seine Gedanken und Tätigkeit, vor allem die Eroberung Jerusalems und Krönung zum König von Jerusalem, seine Bannung als Ketzer durch den Papst wetterleuchten durch die ekstatischen Aufzeichnungen. Der er-

hoffte Messias-Kaiser trägt Züge jenes Kaisers, der als *Stupor mundi* nicht nur das «Staunen der Welt» erregt, sondern auch Beklommenheit und Schrecken eingeflößt hat.

Doch nicht nur die Zeitgebundenheit und die staufischen Reminiszenzen des «Buches der hundert Kapitel» sind aufschlußreich, sondern auch seine Zeitlosigkeit. Seine Hoffnungen, Wünsche, Vorstellungen, seine Verzerrungen, Übersteigerungen, Fälschungen und Willkür, seine Wunschtraumwelt, seine Forderung nach Gewalt, Terror und Vernichtung Andersdenkender, seine pathologische Grausamkeit und rauschhafte Verzückerung – das *Blut als Wein trinken* – lassen erkennen, was im Laufe der Zeiten von Menschen gedacht und getan wurde und noch immer und wieder gedacht und getan werden kann. Die utopischen und revolutionären Vorstellungen und Forderungen des «Buches der hundert Kapitel» ruhen als Möglichkeiten in der Menschheit. Die Sendboten an die Deutschen, die ihnen den Messias-Kaiser und das Herannahen des Tausendjährigen Reiches ankündigen, sind bei dem Verfasser des «Buches der hundert Kapitel» keine Engel, sondern in den elsässischen Wäldern hausende Erdgeister; also keine Boten aus dem Himmel, von oben, vielmehr Boten von unten, aus chthonischen Bereichen.

#### Literatur

H. HAUPT: Ein oberrheinischer Revolutionär aus den Zeiten Kaiser Maximilians I. In: Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, Ergänzungsheft VIII., 1893. –

NORMAN COHN: Kaiser Friedrich II. als Messias. In dem Sammelband *Stupor mundi*, zur Geschichte Friedrichs II. von Hohenstaufen. Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 1966.

---

Die historische Kenntnis der vernünftigen Erdebewohner ist die Grundlage aller philosophischen Wissenschaften, welche die Natur und die Bestimmung des Menschen, seine Rechte und seine Pflichten, die Ursachen seines Elendes und die Bedingungen seines Wohlstandes, die Mittel, jenes zu mindern und diesen zu befördern, kurz, aller Wissenschaften, welche das allgemeine Beste des menschlichen Geschlechtes zum Gegenstande haben. Um herauszubringen was dem Menschen möglich ist, muß man wissen, was er wirklich ist und wirklich geleistet hat. Um seinen Zustand zu verbessern und seinen Gebrechen abzuheben, muß man erst wissen, wo es ihm fehlt, und, woran es liegt, daß es nicht besser um ihn steht. Im Grunde ist also alle ächte Menschenkenntnis historisch. Die Geschichte der Völker, nach ihrer ehemaligen und gegenwärtigen Beschaffenheit, in derjenigen Verbindung der Thatsachen und Begebenheiten, woraus man sieht wie sie zusammenhängen, und wie der Effect des einen wieder die Veranlassung oder Ursache des andern wird: diese Philosophie der Menschen-Geschichte ist nichts anders als Darstellung dessen was sich mit den Menschen zugetragen und immerfort zuträgt, Darstellung einer immer fortlaufenden Thatsache, wozu man nicht anders gelangen kann, als indem man die Augen aufmacht und sieht, und indem diejenige, welche mehr Gelegenheit als andere gehabt zu sehen was zu sehen ist, ihre Beobachtungen den andern mittheilen.

(Christoph Martin Wieland)

# Römerhelm und Biedermeier Zur Hochkonjunktur historischer Festzüge

Peter Assion

Sommerzeit – Zeit der Heimatfeste, Zeit der Festzüge! Kein Brauchtumskalender schreibt sie vor, und doch kommen sie sozusagen periodisch über das Land und verpflichten ganze Stadt- und Dorfgemeinden zur Festaktivität. Ortsfremde werden mit einbezogen, sie gehören dazu, um sie wird sogar besonders geworben. Denn Stadt und Dorf putzen sich nicht nur für sich selbst heraus. Sie wollen sich präsentieren, wollen Beachtung finden und Schlagzeilen machen in der Presse. Wenn's hochkommt, nimmt dann sogar das Fernsehen vom Heimatfest Notiz: im Medienzeitalter schönster Lohn für alle Mitwirkenden.

Des Sehenswerten wird dazu genug geboten, seit der Griff in den Kostüm- und Figurenfundus der Vergangenheit unverzichtbar geworden ist. Historisches Beiwerk gehört heute zu fast allen Festveranstaltungen. Zur Hauptsache aber ist es bei den Ortsjubiläen geworden. Jede Gemeinde, die auf sich hält, kennt heute das Datum ihrer ersten urkundlichen Erwähnung; und besitzt sie Stadtrecht, so hat ihr die Zunft der Heimatforscher noch ein zweites Datum bereit gestellt, dessen Wiederkehr – auf eine volle Zahl umgerechnet – sich festlich begehen läßt. Unbestrittener Höhepunkt ist dann jeweils der historische Festzug. An einem strahlenden Juni- oder Juli-Sonntag bewegt er sich durch den Ort, jung und alt sind ins Kostüm geschlüpft, und am Straßenrand drängen sich die Fremden. Was sie erleben, ist in der Tat oft ein imponierender Aufmarsch der Geschichte. Er beginnt zwar nicht mit Adam und Eva, wie man leichthin sagen möchte, sondern präzise mit einer Jagdgruppe aus der Mittleren oder Jüngeren Steinzeit. Dieser Unterschied allerdings ist wichtig, denn er kennzeichnet das Wesen des historischen Festzuges. Adam und Eva hatten einmal in den großen Barockprozessionen – etwa am Fronleichnamstag – ihren Platz, wenn den Zuschauern die christliche Heilsgeschichte vor Augen gestellt wurde. Der heutige Festzug hält sich statt dessen ans Geschichtsbuch und an die dort zu findenden Daten und Fakten. Er fängt Weltgeschichte ein, reduziert sie auf den örtlichen Maßstab und läßt sie als Heimatgeschichte neu aufleben: mit großer historischer Treue und Liebe zum Detail, wie stets betont wird. Steinbeil, Römerhelm und Hellebarde, Barett, Dreispitz und Biedermeier-Schuttenhut setzen die Akzente.

Hat «das Volk» demnach zu seiner Geschichte gefunden? Hat man selbst im Dorf heute jenes Ge-

schichtsbewußtsein und Interesse an der Vergangenheit, deren Fehlen oft genug zu beklagen war? Die Hochkonjunktur historischer Festzüge könnte diesen Schluß nahelegen, seit spätestens den 70er Jahren drängt er sich auf. Denn wenn es solche Umzüge auch gegeben hat, so lange sich die heute lebenden Generationen zurückerinnern können: in dieser Vielzahl und Verbreitung über das Land hin stellt der historische Festzug doch ein Novum dar. Als 1886 die Universität Heidelberg ihre 500-Jahrfeier beging, als 1896 der 70. Geburtstag des badischen Großherzogs zu Karlsruhe gefeiert wurde, da waren die prächtigen Umzüge noch Ereignisse, die die Schaulust eines ganzen Landes befriedigten; wie die Daten ausweisen für ein ganzes Jahrzehnt. Zwischen den beiden Weltkriegen waren dann auch schon Amts- und Kreisstädte vom historisierenden Ehrgeiz gepackt, und als es nach dem letzten Krieg wieder aufwärts ging, setzte sich der Trend zum historischen Festzug ungebrochen fort. Er hat heute auch die kleinere Arbeiterwohngemeinde und das größere Dorf erfaßt – die Gemeinde, die heute Stadtteil des übergeordneten Zentralortes ist, die im Postleitzahlenverzeichnis nur noch mit einer Ziffer vorkommt, gerade deswegen aber wohl das Bedürfnis empfindet, auf sich aufmerksam machen zu müssen. «Wir waren wer, und wir sind wer!», signalisiert dann offensichtlich der Festzug und unterstreicht Anspruch auf Förderung.

In den großen Städten aber – und deshalb möchte man fast mit einem volkskundlichen Schlagwort von «gesunkenem Kulturgut» sprechen –, in den Städten hat der historische Festzug kaum noch Heimatrecht. Schon 1956 wurde dem Umzug zum Deutschen Sängerbundfest in Stuttgart «die historische Überladenheit» weggekürzt, und als Freiburg i. Br. 1970 auf 850 Jahre seit seiner Stadtgründung feiernd zurückblickte, da wurde ein historischer Festzug zwar noch erwogen, aber dann doch nicht ins Programm genommen. Kostengründe wurden vorgeschoben. Entscheidender war wohl die Ansicht, daß die historische Kostümschau inflationär entwertet und auch nicht mehr ganz zeitgemäß sei. In kleineren Gemeinden teilt man diese Skrupel nicht. Hier schreiten Römer und Landsknechte ja auch nicht über Straßenbahnschienen, sondern fügen sich höchst malerisch zur Fachwerkkulisse. Vergangenheit und Gegenwart treffen sich anscheinend zwanglos – ein zu harmonisches Bild freilich, um stimmig zu sein.

Vor einigen Jahren hat ein junger Würzburger Historiker – Wolfgang Faust – die Gedächtnisfeiern einer kritischen Würdigung unterzogen, die zur Erinnerung an den deutschen Bruderkrieg 1866 veranstaltet worden waren. Abschließend stellte sich ihm die Frage, *ob nach Ablauf des Gedenkjahres die Masse nicht in die gleiche Ignoranz und Unwissenheit zurückgefallen ist, aus der sie Monate zuvor so jäh herausgerissen worden war.* Es ist legitim, dies auch bei den Ortsjubiläen und Festzügen zu fragen; denn zu deutlich heben sie sich aus einem Alltag heraus, in dem nach Geschichte noch immer wenig gefragt wird, es sei denn, sie ließe sich ökonomisch verwerten. Die Nöte und andererseits Erfolge der Denkmalpflege bieten dazu das nächstliegende Vergleichs- und Beispielmaterial. Je mehr Denkmale in den letzten Jahren unter Schutz gestellt wurden, desto mehr Unverständnis und Widerstand: es sei denn, es ließen sich Fremdenverkehrsinteressen mit ins Spiel bringen, die meist mehr überzeugten als geduldige Aufklärungsarbeit über Lebensqualität. Daß auch bei den historischen Festzügen ein Werbeeffekt miteinkalkuliert ist, war schon festzustellen. Er zielt sicher nicht nur auf Besucher, die Geld im Ort lassen sollen, ist aber auch so nicht zu verkennen. So mancher Kritiker vermag nur historischen Rummel zu sehen und findet seine Meinung bestätigt, daß Werbung und Wahrheit eben zweierlei Dinge sind. Und in der Tat: läßt man sich nicht völlig von den optischen Reizen beeindrucken, sondern sieht sich den Festzug genauer an, so wird klar, daß die hier so üppig gefeierte Geschichte ihren eigenen Gesetzen folgt und mit der geschichtlichen Wahrheit nur sehr beiläufig zu tun hat: mit jener Wahrheit also, aus der sich Wissen gewinnen ließe, das als Bescheidwissen präsent bliebe.

Alle Züge zeigen heute ein standardisiertes Programm, das sich an wenigen Daten der Herrschafts- und Kriegsgeschichte orientiert. Dem Ortsadel gilt ein bevorzugter Platz, dazu den Bischöfen und Landesherren, und auch die Soldaten der großen Kriege älterer Zeit fehlen selten. Schon dies ist Geschichte in Auswahl, denn in der Vergangenheit lebten ja auch die, die unterm Adel zu fronen und unter einfallenden Söldnerheeren zu leiden hatten: die das Fußvolk der Geschichte bilden mußten, aber doch gelegentlich auch aufbegehrten. Nun fehlen Volksszenen freilich nicht völlig, und auch der Bauernkrieg ist gängige Zugnummer. Ob sich's aber einstmals so heiter und fröhlich lebte, wie die schmucken Bauernmädchen und Bauernburschen gewöhnlich daherkommen, und ob die revoltierenden Bauern so friedlich ihre Dreschflügel geschultert hatten: dies bleibt dann doch als Frage. Szenen dieser Art mar-

kieren keine geschichtlichen Einschnitte und Kontraste. Sie fügen sich ein ins harmonische Bild von einer gemeinsamen Vergangenheit, die Oben und Unten schicksalhaft verband und letztlich doch nur Gutes brachte. Denn die Abfolge der Zugnummern suggeriert auch einen problemlosen Aufstieg aus den Niederungen zu den Höhen der Kultur. Den primitiven Steinzeitmenschen folgen die kultivierten Kelten und Germanen, diesen die Glaubensboten mit dem Kreuz, zu denen sich schmuck und zu Pferd die Adligen gesellen. Bürgerliche Prachtentfaltung tritt hinzu, und zum Schluß wird gewöhnlich die Tüchtigkeit der alten Handwerkerzünfte oder das Leben im alten Dorf veranschaulicht, indem auf Wagenaufbauten gezeigt wird, wie geschickt und fleißig man zu arbeiten und wie fröhlich man Feste zu feiern verstand. Was diese geschichtliche Sehweise in Frage stellen könnte, bleibt auch am Schluß ausgespart. Der technische Wandel, die Folgen der Industrialisierung, die Krisen und Kriege der allerjüngsten Zeit: sie haben im Festzug keinen Platz. Unvorstellbar, daß man Soldaten des Ersten oder Zweiten Weltkrieges mitmarschieren ließe, daß an die schweren Kriegsoffer erinnert würde. Undenkbar auch, daß die Heimatvertriebenen und Ostflüchtlinge so gezeigt würden, wie sie sich seinerzeit auf ihren schweren Weg machen mußten. Zwar beteiligen sich die Vertriebenen selbst zum Teil an den Umzügen, doch in der schmucken Feiertagstracht der alten Heimat und mit Brauchtums- und Märchenwagen zu gefälliger Selbstdarstellung.

Der historische Festzug vermeidet es also geschickt, die Feststimmung der Zuschauer durch ungute Erinnerungen zu trüben. Er stellt Äußerlichkeiten dar, verzichtet auf Erklärungen, löst geschichtliche Zusammenhänge in Einzelbilder auf und stilisiert diese zum erbaulichen Festbeitrag. Dafür ist er eben ein Fest-Zug, könnte man einwenden, und nicht nur an seine Funktion im Rahmen des Heimatfestes gebunden, sondern auch in seinen Mitteln begrenzt. Tatsächlich ist es im Grunde ein kühnes Unternehmen, Orts- und Landesgeschichte ins lebende Bild umzusetzen und für dieses eine Form zu finden, die sich in den Bewegungsablauf eines Umzuges eingliedern läßt. Gewichtige historische Ereignisse müssen da schon von vornherein ausscheiden, weil sie sich nur auf dem Papier vollzogen oder allenfalls als Szene darzustellen sind, die man zur Pose erstarren läßt und behelfsweise auf einem Festwagen in Bewegung bringt: zum Beispiel eine Staderhebung oder eine Lehensvergabe. Nichtsdestoweniger erheben die Veranstalter den Anspruch, Geschichte getreu darzustellen, und sie berufen sich nicht selten auf das Heimatbuch im Hintergrund, auf die ge-

druckte Ortschronik, deren Entsprechung in lebenden Bildern der Festzug sei. Im übrigen aber sei solch ein Umzug ja kein Grundkurs im Fach Geschichte, sondern eine heiter-vergnügeliche Veranstaltung für die breite Öffentlichkeit und wolle nicht mehr als solches sein.

Dieser letztlich bleibende Anspruch könnte unbeabsichtigt passieren, hätte das vermittelte Geschichtsbild – traditionsbelastet, wie es ist – nicht doch seine Folgen.

Dazu muß noch einmal zu den Ursprüngen des Festzugwesens zurückgeblendet werden. Daß der historische Festzug dem 19. Jahrhundert entstammt, wurde schon angedeutet: die Präsentierung des Historischen und Weltgeschichtlich-Einmaligen gab es zuvor nicht, und es ist offensichtlich, daß hier Zusammenhänge mit der gleichzeitigen politisch-sozialen Entwicklung bestanden. Es ging im 19. Jahrhundert bekanntlich um den deutschen Nationalstaat: seit den Befreiungskriegen erhofft, aber noch 1848 nicht verwirklicht und erst 1871 als Ergebnis preußischer Machtpolitik geschaffen. Es ging außerdem um die Emanzipation des Bürgertums, um den Abbau der alten Adelsprivilegien zugunsten bürgerlicher Freiheiten in Politik und Wirtschaft. Beide Grundströmungen belebten das Interesse an der Geschichte. In der Vergangenheit wurde gefunden, was der Gegenwart fehlte, nämlich Einheit und Freiheit, und dort wurden nationale, aber auch demokratische Kraftquellen für die Selbstfindung der Deutschen entdeckt. Und so gingen schon seit der Romantik die alte Reichsidee und staufisches Kaisertum, aber auch das germanische Volksrecht und die stadtbürgerliche Freiheit des Mittelalters in die politische Propaganda ein. Nach 1848 dominierte der Wunsch nach Wiederherstellung des Reiches; das freiheitliche Wollen stand zurück.

Im Dienste der genannten Ziele stand auch der historische Festzug. Er verdankte zunächst nur dem allgemein geweckten Interesse an der deutschen Vergangenheit seine Existenz und wagte sich erst um 1830/40 und zunächst im Rahmen der Fastnacht ans Licht der Öffentlichkeit. Voraus gingen historisierende Künstlerfeste und die Historienmalerei. Doch hier wie dort schlug ernsthaftes Bemühen um gewesene deutsche Größe durch, und die kaiserlichen Aufzüge, die man nun zur Fastnacht zu sehen bekam, waren keine lustige Maskerade, sondern Demonstrationen für das alte und in dessen Geist neu zu schaffende Reich. Nach 1848 lösten sich die historischen Kostümschauen aus dem fastnächtlichen Rahmen, und zumal nach der erfolgten Reichsgründung 1871 wurden sie vollends zur halbkultischen Veranstaltung. Ihr Zweck war nun, das

wilhelminische Reich zu verherrlichen und historisch zu legitimieren. Entsprechend wandelten sich die Szenenfolgen; und hatten vor 1848 auch Kaiser Napoleon und Freiheitshelden wie Wilhelm Tell in historischen Umzügen ihren Platz, so jetzt nur noch deutsche Macht-Repräsentanten: die Kaiser und Fürsten der Vergangenheit also, denen gewöhnlich die neue Reichsfahne und ein Motivwagen mit der Büste Wilhelms II. folgten. Dabei ist nicht zu vergessen, daß es sich um bürgerliche Festzüge handelte, zu Stadtjubiläen oder beliebigen anderen Anlässen veranstaltet. Das oppositionelle Bürgertum hatte sich mit der Fürstenmacht arrangiert und war selbst national-konservativ geworden. Weitergehende Veränderungen – nun von der organisierten Arbeiterschaft von unten her verlangt – waren unerwünscht und wurden nicht zuletzt mit dem Aufgebot der Geschichte gegen die geschichts- und vaterlandslosen Proletarier unterdrückt.

In jener Zeit wurde das Geschichtsbild entwickelt, das noch heute für die historischen Festzüge verbindlich ist. Durch kritiklose Nachahmung der Vorbilder von einst erbte es sich fort, wobei diese Kritiklosigkeit freilich auch aus einem verbliebenen Desinteresse an geschichtlicher Aufklärung und politischer Veränderung resultieren mag. Was in den Festzügen des 19. Jahrhunderts die Verdeckung der geschichtlichen Widersprüche war, ist heute noch die Harmonisierung der Geschichte zur unverbindlichen Kostümschau. Damit wird Geschichte aber auch entrückt und als etwas Sich-selber-Machendes hingestellt, statt als das Gemachte und Machbare der menschlichen Lebensverhältnisse begreiflich zu werden.

Bei der Neugestaltung von Heimatfesten wäre hier anzusetzen. Es müßten Formen der Geschichtsvermittlung gefunden werden, die nicht nur zum Schauen, sondern zum Mitdenken anregen. Daß der traditionelle Festzug, dieses Überbleibsel des 19. Jahrhunderts, zunehmend als unbefriedigend empfunden wird, läßt auf solche neuen Formen verstärkt hoffen. Ein Anfang dazu ist vielleicht mit jenem historischen Straßentheater gemacht, das da und dort die Festzüge schon ersetzt hat.

#### Literaturhinweise

ASSION, PETER: Historische Festzüge. In: Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1974–1977, Stuttgart 1977. – ASSION, PETER: Volksbrauch in der Industriegesellschaft, in: Badische Heimat 55 (1975). – FAUST, WOLFGANG: 1866 nach einhundert Jahren. Phil. Diss. Würzburg 1970. – GANTNER, THEO: Der Festumzug. Basel 1970. – HARTMANN, WOLFGANG: Der Historische Festzug. München 1976. – JAACKS, GISELA: Festzüge in Hamburg 1696–1913. Hamburg 1972.

## Wanderungen in die Vergangenheit (6): Ensmad, die unbekannte Alb-Kapelle

Wolfgang Irtenkauf

*Laß o Mueter, für mich fließen Deineß Söhnleins edles Blueth, Ich dar zur laß Zäher schiessen, Baydeß lascht der Sünden Glueth – (Laß o Mutter für mich fließen Deines Söhnleins edles Blut, Ich dazu laß Tränen schießen, Beides löscht der Sünden Glut) – solche barocke Leidenswonne und Tränenseligkeit wird uns heute mehr abstoßen als anziehen. Wanderungen in die Vergangenheit sollen jedoch nicht nur die Glanzpunkte hoher Denkart oder künstlerischer Gesinnung ansteuern, sondern auch und gerade dort angesiedelt sein, wo das Herz des Volkes schlug und schlägt. Dazu bietet uns unser heutiges Ausflugsziel wahrhaft genügend Gelegenheit, denn es führt an einen recht einsamen Ort, der von Anton Nägele, einem der wenigen Autoren, die sich mit ihm beschäftigt haben (im «Archiv für christliche Kunst» 1917), so angesprochen wird: *Kaum ein weltverloreneres Plätzchen wüßte ich im Schwabenland zu finden . . .**

Finden muß man Ensmad allerdings. Es liegt im kleinen Friedinger (Trocken-)Tal. Friedingen und das nahe Ittenhausen, wozu Ensmad politisch und kirchlich zählt, findet man an der Straße von Riedlingen nach Gammertingen. Wer sich wenig körperlichen Spaziergangs-«Strapazen» aussetzen möchte, vertraue sich in einem kleinen Waldstück zwischen Friedingen und Ittenhausen (Achtung: Der Einstieg ist nicht deutlich markiert!) dem von Dürrenwaldstetten nach Emerfeld führenden Albvereinssteig an, der vom Parkplatz in wenigen Minuten hinab zu der über 700 m hoch gelegenen Wallfahrtskapelle führt. Damit ist das Stichwort gefallen: die Wallfahrt, genährt und gefördert bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts vom nahen Benediktinerkloster



Zwiefalten, dessen Abt Christoph Raßler im Jahre 1660 das Heiligtum der 11000 Jungfrauen, deren vornehmste die hl. Ursula war, restaurieren ließ. In diesem Gewand, das ein Dutzend Jahre nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges der schon bestehenden älteren Kapelle verpaßt wurde, präsentiert sich unser Ziel. Ein Barockaltärchen mit Steinemorsäulen von 1703, auf dem die Pietà aus der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts steht, überwölbt von der Dreifaltigkeit, füllt den Chor aus, in dessen Kreuzgewölbe man drei Szenen aus der Ursula-Legende findet. Ein Triumphkreuz am Chorbogen leitet über zum Schiff mit seiner tonnengewölbten Holzdecke; dort sieht man auf den Emporen die zweite Bestimmung der Kapelle von Ensmad gemalt: die Darstellung des Sieges über die Türken bei Wien 1683, dessen Zustandekommen man Maria zuschrieb. Die Wallfahrten spielten und spielen sich (traditionell) in der zweiten Oktoberhälfte um das Fest der hl. Ursula (21. Oktober) ab, zum andern aber auch im Frühjahr anlässlich des Schmerzensfreitags, das ist der Freitag vor dem Palmsonntag, an dem das katholische Volk jener schmerzlichen Si-



tuationen Mariens während des Leidens ihres Sohnes gedenkt, die Inhalt des «marianischen Karfreitags» bilden.

Diese Verehrung und meditative Versenkung kommt in dem eingangs zitierten Wallfahrtslied zum Ausdruck. Seit 1719 datieren die Votivbilder, die heute leider immer mehr den zahlreichen Andenkenjägern zum Opfer fallen, weshalb in vielen Wallfahrtskirchen dazu übergegangen wurde, diese früher so sehr verkannten Dankesbezeugungen für

erfahrene Hilfe hinter Schloß und Riegel zu verbergen.

Wenn man wieder aus der Kapelle hinaustritt, möge man bedenken, welche geistliche Funktion diese Kapelle im Leben vieler Menschen rund um den Heiligenberg gespielt hat. Und wem dies noch nicht recht einleuchtet, der greife zum Ensmad-Blatt in HAP Grieshabers «Osterritt». Man sollte es lange betrachten!



Mit freundlicher Genehmigung des Künstlers drucken wir hier eine Schwarzweiß-Wiedergabe des Farbholzschnitts «Ensmad» aus dem Zyklus «Osterritt» von HAP Grieshaber. Mit dem Hinweis auf den Zipfelmützenträger am rechten Bildrand tragen wir zugleich ein Stück der jüngeren Geschichte von Ensmad nach: den Osterreiter HAP Grieshaber begrüßt hier nämlich der frühere Landrat von Saulgau Karl Anton Maier, der den Hof Ensmad seit 1960 und bis zu seinem Tode (1971) umgetrieben hat. Landrat Maier gehörte zur ersten Nachkriegsgeneration der Land-

räte. Er war nicht nur ein eigenständiges Original ganz besonderer Art oberschwäbischer Prägung; mit sehr persönlicher Anteilnahme und Förderung hat er sich im damaligen Landkreis Saulgau der Kultur und vor allem der bildenden Kunst angenommen. Er gehört u. a. zu dem Kreis der Landräte, die den Oberschwäbischen Kunstpreis begründet haben; auf ihn gehen auch wesentliche Züge in der reichen mäzenatischen Tradition der Oberschwäbischen Elektrizitätswerke (EVS/OEW) zurück. (Anmerkung der Redaktion)

Ein oberschwäbisches Dorf hat von sich reden gemacht. Dürnau im Landkreis Biberach, 600 m ü. M. auf der Altmoräne gelegen, mittelmittler Boden, ca. 350 Einwohner, meist Bauern. Das Dorf ist nicht eben reich, fällt aber auf durch die große Zahl schmucker, gepflegter Fachwerkhäuser und ist bekannt durch seine hervorragende Musikkapelle. Alles in allem aber ein Dorf wie viele andere. Von einer Besonderheit soll jedoch hier die Rede sein:

In Dürnau wurde der Versuch unternommen, die Bewohner des ländlichen Raumes dahin zu bringen, diesen ihren Lebensraum anders zu beurteilen und zu behandeln, als nur nach dem Gesichtspunkt maximaler Erträge und möglichst restloser Ausnutzung. Man hat diesen Versuch das «Dürnauer Modell» genannt.

Es wird hierbei davon ausgegangen, daß es das vorrangigste Anliegen sein müsse, den Boden – der das wertvollste, aber auch empfindlichste Kapital der Landbevölkerung darstellt, und von dem wir letztlich alle leben – zu sichern gegen die Gefahren

der Erosion, sowie der Labilität und Anfälligkeit, welche die Monokulturen zwangsläufig im Gefolge haben, die notwendigerweise allenthalben die normale Bewirtschaftungsform darstellen. Deshalb wird damit begonnen, wieder Feldhecken und Gehölze als Zellen natürlicher Vielfalt in die Landschaft einzubauen, wo immer das ohne nennenswerte Beeinträchtigung der Feldarbeit möglich ist.

Als eine zweite Zone des ländlichen Raumes, die durch Gedankenlosigkeit und übertriebenes Nützlichkeitsdenken bedroht ist, wird das Dorf selbst herausgestellt. Hier geht es darum, den Bereich menschlichen Wohnens und der Hofarbeit wieder mehr in die Landschaft einzubinden, gesünder und freundlicher zu gestalten durch Bäume und Grünanlagen verschiedener Art, wobei – wie in der Feldmark – selbstverständlich nur standortgerechte, heimische, bevorzugt schon früher für das Dorf typische Holzarten verwendet werden.

Zum dritten gilt es, die Gewässer der Gemarkung wieder zu in sich stabilen Landschaftsbestandteilen

Dürnauer-Bauern beim Pflanzen. (Alle Fotos zu diesem Aufsatz vom Verfasser)



zu machen. Das fließende Wasser soll nicht länger – isoliert von der übrigen Landschaft – nur abgeleitet werden, sondern soll wieder zur «ökologischen Ader» werden. Hierbei kommen vorwiegend ingenieurbiologische Maßnahmen der Gewässerpflege zur Anwendung (z. B. Ufersicherung durch lebendes Material).

Tümpel und Feuchtflächen sollen erhalten oder an geeigneten Punkten geschaffen werden als wichtige Ergänzung der notwendigen natürlichen Vielfalt. Alle diese Vorhaben werden von den Einwohnern und freiwilligen Helfern weitestgehend in Eigenarbeit und mit einem Minimum an finanziellem Aufwand durchgeführt. Der angestrebte Nebeneffekt ist dabei die Förderung des dörflichen Gemeinnsinns und Zusammengehörigkeitsgefühls. Im Frühjahr 1977 wurde begonnen. Bis heute wurden folgende Aktionen durchgeführt:

Ein Flugblatt wurde verteilt; zwei Lichtbildervorträge mit lebhafter Diskussion, eine Ortsbegehung und mehrere Gemeinderatssitzungen hatten das Vorhaben zum Thema und fanden alle ein erstaun-

Bei der Pflanzung in Lampertshausen



lich gutes Echo. Detaillierte Pläne zur Durchgrünung von Feldmark und Dorf wurden erstellt. In zwei großen Pflanzaktionen durch freiwillige Helfer aus verschiedenen Vereinigungen, denen sich von Anfang an Dürnauer Bürger anschlossen, wurden nahezu alle nur möglichen Örtlichkeiten in der Feldmark mit Hecken oder kleinen Gehölzen versehen – selbstverständlich nicht, ohne das Einverständnis von Besitzern und Anliegern eingeholt zu haben, was erstaunlich gut vonstatten ging, als der Anfang gemacht war. Es wurden bisher ca. 7000 Heckenpflanzen und Laubbäume gepflanzt. Innerhalb des Dorfes wurden Dutzende neuer Bäume und Büsche gesetzt. Hierbei war die Beteiligung der Bevölkerung derart, daß gar nicht alle Helfer eingesetzt werden konnten. Eine Gruppe junger Dürnauer gestaltete außerdem einen Riedweg zur Birkenallee. Der Jagdpächter führte mit Jugendlichen eine Säuberung der gesamten Gemarkung durch und ließ einige Dutzend Nistkästen aufhängen.

Durch das Entgegenkommen der Straßenbaubehörden wurde die Gewinnung von Material für einen gemeindeeigenen Weidenheger mit über 5000 Stecklingen im Wasserschutzgebiet möglich, aus dem später Weiden für die Gewässerpflege entnommen werden sollen.

Der Gemeinderat rief mehrfach eindringlich zu Schutz und Schonung aller Grünbestände auf.

Mit Zuschüssen der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Tübingen wurde innerhalb einer unbenutzbaren, anmoorigen Fläche ein Flachtümpel angelegt, der teilweise mit Erlen und Weiden umpflanzt wurde, ohne den vorhandenen Schilfbestand wesentlich zu verkleinern. Ein liegengelassener alter Straßenabschnitt mit einem historischen Sühnekreuz auf einer Anhöhe und einem schönen Ausblick in einen Teil der Markung wurde als Ruheplatz mit Buschwerk und Bäumen angelegt (ohne Parkplatz!), der noch weiter mit zusätzlicher Bepflanzung und einigen Bänken ausgestaltet werden soll. Ein neues, im Dorf geschmiedetes Feldkreuz wurde aufgestellt.

Inzwischen mußte, trotz bester Anwuchserfolge (über 80 Prozent), doch im Feld mehrfach nachgebessert und ergänzt werden, da Verkrautung, Wildverbiß und auch unbeabsichtigtes Abmähen hie und da Ausfälle verursachten. Innerhalb der Ortslage werden die Neupflanzungen von den Einwohnern aus eigenem Antrieb sorgfältig gepflegt. Und immer noch wird auf weitere, für Anpflanzungen und andere Maßnahmen geeignete Plätze hingewiesen.

Im Laufe der letzten Jahre haben sich auch schon andere Gemeinden im Landkreis Biberach um diese Art eigener Umweltgestaltung bemüht und ähnliche

Aktionen ins Leben gerufen. Vor allem Burgrieden hat auf den Markungen aller vier Teilgemeinden in den letzten Jahren viel gepflanzt. Ausschließlich durch Freiwillige aus der Bevölkerung dieser Dörfer wurden bereits über 6000 Pflanzen draußen gesetzt. Und 1981 soll eine weitere Aktion innerhalb der Ortslagen folgen, wobei die Gemeinde den Versuch unternehmen will, neben den allgemeinen Pflanzungen auch durch kostenlose Abgabe von Bäumen an Gartenbesitzer die Durchgrünung der Ortslagen zu fördern. Auch hier sind die Anlage von Tümpeln und die Gestaltung von Feuchtgebieten geplant.

Auf Markung Laupertshausen hat der Landesjagdverband Baden-Württemberg, der dort seine Landesjagdschule unterhält, ein Beispiel gegeben, indem er die ehemalige Müllkippe des Dorfes nach den Erfahrungen aus dem «Dürnauer Modell» zu einem «Lehr-Feldgehölz» gestalten ließ. Das Areal eignete sich besonders gut hierfür, da es einige typische Voraussetzungen nebeneinander bot: mageren Schotterboden, Rohboden, ein verwildertes Obstbaumstück, feuchte und völlig vernäßte Partien, die mit den jeweils zum Standort passenden, einheimi-

schen Laubgehölzen – insgesamt 29 Arten – bepflanzt wurden. Die Durchführung übernahmen Freiwillige aus verschiedenen Umweltschutzorganisationen (BUND, DBV u. a.). Die Landesjagdschule sorgt für die Pflege und weitere Ausgestaltung. In der Feldmark von Attenweiler konnten ebenfalls mehrere hundert Pflanzen an Feldrainen und Böschungen eingebracht werden. Hier allerdings vorerst nur unter «wohlwollender Duldung» und ohne wesentliche Beteiligung der Bevölkerung. Ebenso zeigen sich Ansätze in Bad Buchau.

Doch, wie das häufig so ist: Rasch verfliegt die erste Begeisterung. Zumal wenn wir schnellebigen, erfolgsdressierten Wohlstandsbürger nicht sofort einen großen, sichtbaren Erfolg vor uns sehen, wenn wir vielleicht unvermeidliche Rückschläge einstecken müssen. Lebendiges braucht eben Zeit. Und wenn wir gar etwas für Spätere tun sollen – da sollten wir nicht fragen, ob es sich lohnt und wie lange diese Welt noch steht . . . da sollten wir es mit Martin Luther halten, der einen Apfelbaum pflanzen wollte, auch wenn er wüßte, daß anderntags die Welt unterginge.

Pflanzung im Ortsbereich von Dürnau



Der unvermindert anhaltende Landverbrauch und die damit verbundenen schweren Schädigungen der Funktionstüchtigkeit unserer Landschaft, sowie das positive Echo auf diese ersten, tastenden Versuche legen den Wunsch nach weiterer Verbreitung dieses Modells nahe. Durch die verschiedenen zuständigen Behörden könnte hier wertvolle Hilfestellung geleistet werden. Besonders gute Ansätze sind in den Bemühungen der Landsiedlung Baden-Württemberg hinsichtlich der Vorplanung zur Landentwicklung enthalten. Hier könnte das «Dürnauer Modell» voll integriert werden. Ein Eintreten der Landwirtschaftsämter für diesen Gedanken wäre bestimmt sehr hilfreich. In einigen Flurbereinigungsämtern zeigen sich Ansätze, die in diesem Sinne noch weiter entwickelt werden und für alle ihre Planer im Lande durch Richtlinien Verbindlichkeit erlangen könnten. Es wäre notwendig, den Grundsatz «nachhaltige Wirtschaftlichkeit durch gesunde Vielfalt in der Landschaft», also Ökonomie nur auf der Basis funktionsfähiger Ökologie, den bisherigen Praktiken in möglichst allen auf die Landschaft einwirkenden Bereichen entgegenzustellen und massiv zu propagieren. Mancherorts, z. B. in der Wasserwirtschaft, zeigen sich ja bereits

hoffnungsvolle, aber immer noch recht unverbindliche und zaghafte Ansätze.

Denkbar wären auch Preisausschreiben, wobei sich das «Zielgebiet» nicht mehr allein auf das Dorf, das «schöner werden» soll, beschränken, sondern die gesamte Markung einschließen müßte, die gesünder, funktionsfähiger werden soll. Vielleicht wäre mit einer entsprechenden Werbung eine Stiftungsaktion zur Beschaffung von Pflanzenmaterial möglich, Patenschaften von Vereinen, Firmen, Schulen usw. wären denkbar. Gerade für unsere so zahlreichen Vereine wäre auch hinsichtlich der praktischen Arbeit hier ein weites Feld. Jeder ist doch heutzutage ein großer Naturfreund und zieht Nutzen aus der Landschaft. Dem einen ist sie Erholungsgebiet, dem anderen Jagdrevier, Reitgelände, Spielwiese u. a. m. – ganz zu schweigen von der Nahrung, die sie ja für uns alle hervorbringt, vom Wasser, das sie spendet, der Atemluft –.

Ein paar Stunden im Jahr wären für jeden Bürger ein kleines Opfer, würden allen mehr innere Beziehung zur Landschaft, zur Heimat geben, mehr Ahnung von den vielfältigen Zusammenhängen und Notwendigkeiten – und Stolz auf das gemeinsam Geleistete.

Pflanzung im Ortsbereich Dürnau



# Hinweise zum Stadtklima von Stuttgart aus Infrarot-Wärmebildern

Ulrich Hoffmann

## Einleitung

Das Bundesbaugesetz in der Fassung vom 18. August 1976 schreibt in § 1 Abs. 6 vor, daß bei der Aufstellung von Bauleitplänen (Flächennutzungsplan, Bebauungsplan) *die Belange des Umweltschutzes sowie die Erhaltung und Sicherung der natürlichen Lebensgrundlagen, insbesondere des Bodens, des Wassers, des Klimas und der Luft* besonders zu berücksichtigen seien. Damit sind die Begriffe «Klima» und «Luft» in den Rang wichtiger Planungsfaktoren erhoben.

Vor allem im urbanen Bereich sowie in den indu-

striellen Ballungszentren und Verdichtungsräumen ist die Berücksichtigung lufthygienischer Gesichtspunkte und klimatischer Gegebenheiten bei allen raumbedeutsamen Planungen, speziell in der Stadtplanung, besonders dringlich. Doch gibt es gerade auf dem Gebiet der Stadtplanung sehr viel konkurrierende Planungsziele, die im Gegensatz zu den Gesichtspunkten «Luft» und «Klima» in ihrem wirtschaftlichen, sozialen oder technischen Nutzen konkret zu berechnen sind. In strittigen Planungsfragen besteht für die klimatisch-lufthygienischen Belange gegenüber den anderen Planungszielen nur

Abb. 1: Die Stuttgarter Innenstadt ist auf Frischluftschneisen angewiesen



dann eine Chance der Durchsetzbarkeit, wenn in der Öffentlichkeit und bei den Entscheidungsträgern das notwendige Verständnis für das Gewicht meteorologischer Argumente auf der anderen Waagschale vorhanden ist. Um die notwendige sorgfältige Abwägung und Wichtung der sich widersprechenden Planungsbedürfnisse durch politische Entscheidungsgremien zu ermöglichen, bedarf es meteorologischer Untersuchungen zum Stadtklima, aus denen sich als Entscheidungshilfen auch für Laien einleuchtende Schlußfolgerungen ziehen lassen.

Deshalb werden in verschiedenen Städten schon seit mehreren Jahren stadtklimatische Messungen vorgenommen mit einer – meist beratenden – Beteiligung von Meteorologen in der Stadtplanung. Die Begriffe «Stadtklima» und «Stadtklimatologie» haben sich in Anlehnung an das im Jahre 1937 im Kloster Ettal von P. A. Kratzer verfaßte Buch mit dem Titel «Das Stadtklima» allmählich für ein verhältnismäßig neues Arbeitsgebiet der Meteorologie und der Bauphysik eingebürgert. Man versteht heute darunter die Anwendung meteorologischer Gesetzmäßigkeiten auf die bodennahe, mit Bauten durchsetzte Luftschicht der Stadtlandschaft, die gegenüber der natürlichen Landschaft eine extrem andersartige Oberflächenbeschaffenheit aufweist.

In Stuttgart existiert mit der Klimatologischen Abteilung des Chemischen Untersuchungsamtes der Stadtverwaltung die zur Zeit einzige kommunale Dienststelle der Bundesrepublik, die mit dem Auftrag, stadtklimatische Eigentümlichkeiten Stuttgarts zu studieren und Konsequenzen für die Stadtentwicklung aufzuzeigen, seit 1952 voll in den kommunalen Planungsprozeß integriert ist. Die Beteiligung erfolgt in Form von Gutachten und Stellungnahmen mit Bedenken und Anregungen zu Planungsvorhaben, die im Anhörungsverfahren der «Träger öffentlicher Belange» im Auftrag des städtischen Gesundheitsamtes abgegeben werden. Insofern entspricht die in Stuttgart gepflegte Praxis schon lange den Forderungen des eingangs erwähnten Bundesbaugesetzes.

Das Kardinalproblem für eine Berücksichtigung des Klimas in der städtebaulichen Planung besteht darin, daß viele planungsbezogene Fragestellungen einerseits und das allgemein verfügbare meteorologische Datenmaterial andererseits unterschiedlichen meteorologischen Maßstabsgrößen («Scales») angehören:

Bei den gewöhnlich vorhandenen und allgemein zugänglichen meteorologischen Daten handelt es sich meistens um Klimamittelwerte. Diese Informationen entstammen überwiegend den langjährig be-

triebenen Meßstationen des weltweiten Wetter- und Klimabeobachtungsnetzes. Der Aufgabe dieses «Makroscale»-Meßnetzes entsprechend, sind die Beobachtungsorte gerade so gewählt, daß sie nicht dem kleinräumigen Einfluß ihrer unmittelbaren Umgebung unterliegen, sondern ein größeres Gebiet repräsentieren. Trotz der in Westeuropa recht engen Maschenweite des meteorologischen Meßnetzes ist es doch zu großräumig, um Aufschluß geben zu können über die Struktur meteorologischer Parameter innerhalb einer Stadtregion.

Fragen des Stadtklimas mit den meteorologischen Besonderheiten einer durch Bauwerke geprägten Erdoberfläche gehören im Falle ausgedehnter Stadtlandschaften dem «Mesoscale» an. Beim Übergang zum einzelnen Stadtteil, mit dem Geltungsbereich eines Bebauungsplanes oder bei der Begutachtung einer Standortfrage befindet man sich größenordnungsmäßig im Bereich des meteorologischen «Mikroscale», dessen typische Maßstabslängen unterhalb 1000 m liegen.

Ein jedes Mikroklima ist in das jeweilige Großraumklima eingebettet. Die Eigenschaften des Makroklimas geben dabei Auskunft über die Frage, in welchem Umfang bei besonderer Berücksichtigung der landschaftlichen Gegebenheiten wie Relief, Vegetation und Bebauung an einem Ort mit der Ausbildung eines eigenständigen Mikroklimas zu rechnen ist und welche örtlichen Klimatatsachen dadurch entstehen.

Im städtebaulichen Zusammenhang interessieren kleinräumige Klimamerkmale im Hinblick auf ihre planungsrelevanten Auswirkungen, was prinzipiell die Bereiche des Wuchsklimas, des Behaglichkeitsklimas, der Technoklimatologie, insbesondere aber den Bereich des Immissionsklimas berührt.

Das Immissionsklima beschreibt jene meteorologischen Eigenschaften der bodennahen Erdatmosphäre, die zur Anreicherung oder zum Abtransport bzw. zur Verdünnung von Luftschadstoffen im Lebensraum der Menschen führen, d. h. die das Ausmaß der Schadstoff-Immission wesentlich mitbestimmen.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen großräumiger und kleinräumiger Betrachtungsweise der Meteorologie besteht darin, daß gerade die mikroskalige Erkundung des Klimas kleinster Gebiete eine sichere räumliche Erfassung meteorologischer Parameter erfordert.

Dies ist der Grund für die Einrichtung engmaschiger meteorologischer Sondermeßnetze, deren temporäre Meßstellen mindestens für ein Jahr unterhalten werden. Zur Ergänzung dienen meteorologische Experimente und Untersuchungen, die während



Abb. 2: Der Stuttgarter Osten bei einer Smog-Wetterlage

des kurzen Zeitraumes einer ausgewählten Wetterlage Informationen mit hoher räumlicher oder flächenhafter Auflösung vermitteln.

Die Stadt Stuttgart hatte deshalb im Jahr 1976 Meßflüge mit Infrarot-Scanner in Auftrag gegeben, um bei einer speziellen Wetterlage Kartierungen der nächtlichen Temperaturentwicklung im Stadtgebiet zu erhalten. Das farbige Bildmaterial sowie die Interpretation der Verteilung von Oberflächentemperaturen im Stadtgebiet sind als Broschüre in der Reihe «Beiträge zur Stadtentwicklung» von der Landeshauptstadt Stuttgart veröffentlicht worden. Der vorliegende Aufsatz berichtet aus dieser Abhandlung. Es werden dort mit der Präsentation des Stadtgebietes im infraroten Wärmebild die Reliefverhältnisse der Landschaft sowie die unterschiedlichen Formen der Vegetation und Bebauung veranschaulicht und deren Zusammenwirken bei der Ausbildung thermisch-induzierter lokal begrenzter Luftströmungen nach Stadtteilen gegliedert diskutiert.

Der vorliegende Aufsatz beschränkt sich darauf, einige typische Ergebnisse dieser Untersuchung wiederzugeben und die Anwendungsmöglichkeiten infrarot-thermographischer Meßflüge zu erläutern.

#### Grundlagen der Infrarot-Thermographie

Grundlage der Infrarot-Thermographie ist die Messung der infraroten Wärmestrahlung im Wellenlängenbereich von  $8-13\mu\text{m}$ , die von jedem Körper nach dem Stefan-Boltzmann-Gesetz der Ausstrahlung an die Umgebung abgegeben wird. Mit dieser Strahlungsmessung erhält man auch über große Distanzen die Temperatur der jeweils untersuchten Bodenoberflächen, wenn die Messung beispielsweise vom Flugzeug oder Satelliten aus erfolgt («remote sensing of environment»). Für die Thermographie-Meßflüge benutzt man den genannten Wellenlängenbereich von  $8-13\mu\text{m}$  vor allem deshalb, weil für diese Wellenlängen der emittierten Wärmestrahlung die Erdatmosphäre praktisch transparent ist. In diesem Bereich des Spektrums sind die Beträge der Strahlungsabsorption der Erdatmosphäre mit ihren Beimengungen von Kohlenmonoxid und Wasserdampf minimal. Der hohe Durchlässigkeitsgrad der Atmosphäre für diesen Wellenlängenbereich führt deshalb auch zum Begriff des «Infrarot-Fensters». Bei der Infrarot-Thermographie entsteht zunächst kein optisches Bild des Aufnahmegegenstandes. Das räumliche Nebeneinander der Bildpunkte wird

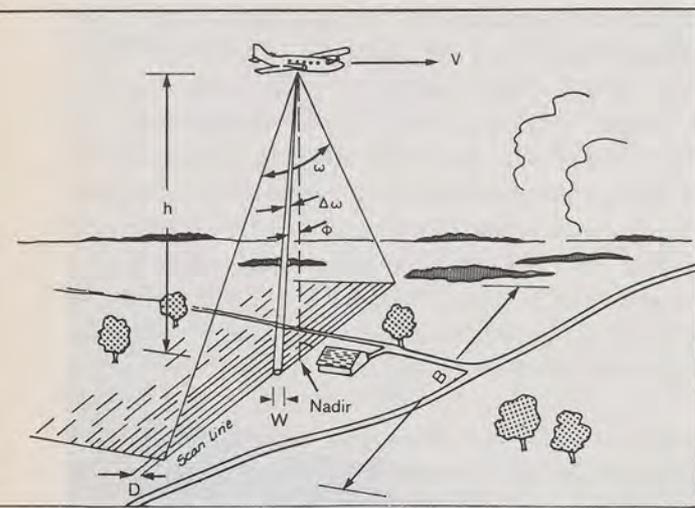


Abb. 3: Schematische Darstellung der «streifenweisen» Aufnahme mittels eines sog. Scanners

mittels eines sog. Scanners in ein zeitliches Nacheinander elektrischer Meßsignale der emittierten infraroten Wärmestrahlung umgewandelt. Zur Aufzeichnung der Meßdaten dient ein Magnetband. Um ein ganzes Wärmebild des zu untersuchenden Gebietes zu erhalten, bedarf es vieler einzelner Infrarot-Messungen, die nach dem Zeilenabtastverfahren (ähnlich einer Fernsehaufnahme) kurz hintereinander streifenweise senkrecht zur Flugrichtung von dem rotierenden Spiegelsystem des Scanners und einem empfindlichen, schnell ansprechenden Halbleiter-Detektor dieses speziellen Meßgerätes vorgenommen werden. (Vgl. Abbildung 3) Die Infrarot-Thermographie zur Messung von Oberflächentemperaturen darf nicht mit der Infrarot-Photographie verwechselt werden, bei der es sich um photographische Aufnahmen mit einem im «nahen» Infrarot des Spektrums empfindlichen Farbfilmmaterial handelt. Photographische Infrarotaufnahmen umfassen dabei den Wellenlängenbereich von  $0,8-1,1 \mu\text{m}$ . Das sog. photographische Infrarot gehört zu dem großen Wellenlängenbereich, in dem die Strahlen des direkten Sonnenlichtes und des indirekten Himmelslichtes reflektiert werden. Je nach Pflanzenart und Chlorophyllgehalt ergeben sich unterschiedliche Beträge der Strahlenabsorption bzw. Reflexion, was man für die als Falschfarbenphotographie bezeichnete Methode ausnutzt. So liefert die Infrarot-Photographie Informationen über Bodennutzung, Vegetationsformen, Schädlingsbefall und Wachstumsstörungen von Pflanzenbeständen.

Bei der Verwendung eines sog. Multispektral-Scanners im Meßflugzeug umfaßt die Information elf verschiedene Spektralbereiche, die sich vom «nahen» Ultraviolett über das sichtbare Licht (Luftbild)

und das photographische Infrarot schließlich bis zum thermalen Infrarot erstrecken. Auf diese Weise ist es möglich, durch die Auswertung einzelner Kanäle der auf Band registrierten Meßdaten ganz unterschiedliche Informationen über die Erdoberfläche zu gewinnen. Es sollen im folgenden jedoch nur Messungen im Bereich des thermalen Infrarot behandelt werden.

Aufgrund der bekannten Beziehung zwischen der Temperatur und Ausstrahlung eines physikalisch Schwarzen Körpers nach dem Stefan-Boltzmann-Gesetz und unter Verwendung eines in den Scanner eingebauten Vergleichs-Strahlers lassen sich die Meßsignale der infraroten Wärmestrahlung in Schwarzkörper-Temperaturen umrechnen, die man näherungsweise mit den Oberflächentemperaturen des Meßgebietes gleichsetzen kann. Mit Hilfe einer Datenverarbeitungsanlage entsteht die Montage eines weitgehend kartographisch entzerrten «Wärmebildes», welches durch die Flächen gleicher Farbe oder Grautönung Oberflächen mit gleicher Temperatur wiedergibt. Es handelt sich dabei um eine großflächig (z. B. in einem Stadtgebiet) und doch beinahe gleichzeitig vorgenommene Temperaturkartierung, wie sie mit einer vergleichbaren flächenhaften Informationsdichte durch kein Meßnetz zu erreichen wäre: Bei einer Flughöhe des Meßflugzeuges von 3500 m werden noch die Temperaturen von Flächen bzw. Gegenständen mit nur 10 m Ausdehnung aufgelöst.

Eine Alternative bieten Temperaturmeßfahrten mit dem Kraftfahrzeug nach herkömmlicher Art. Doch führt hier der beträchtliche Arbeitsaufwand nicht immer zum gewünschten Erfolg: Die Meßpunkte können bei einer Meßfahrt nur mit zeitlicher Verzögerung nacheinander angelaufen werden. Auch ergeben sich durch die Benutzung eines Kraftwagens und seine Bindung an Straßen weitere Fehlermöglichkeiten. Aber auch die mit dem Meßflugzeug vorgenommene Infrarot-Thermographie stellt für sich allein keine in jeder Hinsicht vollkommene Patentlösung für klimatologische Untersuchungen dar. So ist der schon oft gehörte Begriff eines «Klima-Meßfluges» fehl am Platz: Unter dem Klima versteht man in seinem klassischen Sinne die Gesamtheit aller an einem Ort möglichen und im Verlauf eines langjährigen Zeitraumes auch tatsächlich auftretenden Wetterzustände einschließlich ihrer typischen Aufeinanderfolge sowie der tages- und jahreszeitlichen Schwankungen.

Bei infrarot-thermographischen Untersuchungen behandelt man indessen einen ausgewählten meteorologischen Einzelfall, wobei sich diese Untersuchung auf das Phänomen unterschiedlicher Oberflächentemperaturen beschränkt. Die Messung die-



Abb. 4: Nebelfelder markieren stagnierende Kaltluftschichten auf den Fildern

ser Temperaturen erfolgt zudem unter der nicht für alle natürlichen und künstlichen Oberflächen gleichermaßen gültigen Annahme, daß deren Emissionsvermögen mit dem eines Schwarzen Strahlers nahezu identisch ist.

Die vom Meßflugzeug aus gewonnenen Augenblicksbilder der Oberflächentemperatur-Verteilung in einer Stadt können keine fertigen Aussagen zur Stadtklimatologie als vielschichtigem Problem präsentieren, denn das Klima eines Ortes kann man nicht *aus der Luft ermitteln* (Schlagzeile eines Zeitungsartikels), indem man ein Flugzeug für zwei Stunden am Himmel kreisen läßt.

Durch die Infrarot-Thermographie ist aber die Möglichkeit gegeben, während eines geeigneten Tages mehrere Momentaufnahmen der Temperaturverteilung zu gewinnen und die tageszeitlich bzw. witterungsbedingte Veränderung von Temperaturstrukturen in einem Stadtgebiet zu verfolgen.

Das Ziel der Auswertung ist dabei, mit den Gesetzmäßigkeiten der Geländeklimatologie Hinweise auf lokale Luftaustauschprozesse zu erhalten bzw. auf Gebiete der Stadtlandschaft, die für die Ausbildung lokaler Windsysteme eine wichtige Funktion haben. Demnach handelt es sich um die meteorologischen Wechselwirkungen zwischen der dicht bebauten Kernstadt und ihrer Umgebung.

Solche Schlußfolgerungen erfordern jedoch eine

realistische Vorstellung vom Zusammenwirken der meteorologischen Parameter in der bodennahen Luftschicht. Auch lassen sich Infrarot-Meßflüge nur bei Kenntnis der örtlichen Geländebeziehungen und im Zusammenhang mit anderen meteorologischen Messungen, sozusagen als Bestandteil einer «Indizienkette», sinnvoll auswerten.

Windarmut und ausgeprägtes Gelände- und Untergrundrelief des Untersuchungsgebietes sind eine wichtige Voraussetzung für die erfolgversprechende Anwendung der Infrarot-Thermographie; denn nur unter diesen Bedingungen ist mit der Entwicklung planungsrelevanter lokaler Windsysteme zu rechnen.

Mit zunehmender Windgeschwindigkeit, die von der geographischen Lage eines Ortes und vom Großwetter bestimmt wird, verwischen die rein lokalen, geländeklimatischen Vorgänge, bis sie schließlich ganz vom großräumigen Wettergeschehen überlagert werden.

In Stuttgart treten bei einem Jahresmittelwert der Windgeschwindigkeit von nur 2 m/s austauscharme Wetterlagen mit behinderter Luftzirkulation sehr häufig auf. So ist aufgrund einer Schwachwindstatistik des Deutschen Wetterdienstes der Flughafen Stuttgart der windschwächste der Bundesrepublik: Die Häufigkeit sog. Schwachwindsituationen liegt hier mit 42 % dreimal so hoch wie beispielsweise in Berlin. Die im Mittel nur schwache Winddurchlüf-

tung Stuttgarts bedeutet wegen der damit verbundenen Smoganfälligkeit einen schwerwiegenden lufthygienischen Risikofaktor.

Deshalb stellt sich für den Raum Stuttgart die Frage des lokalen Luftaustausches durch thermisch induzierte Windsysteme mit größerer Dringlichkeit als etwa in den Städten des norddeutschen Flachlandes. Zudem ist hier die Infrarot-Thermographie eine geeignete Untersuchungsmethode, da bei der häufig geringen Ventilation des Stadtgebietes auf räumlich engem Gebiet starke Temperaturunterschiede auftreten.

Die sich daraus entwickelnden lokalen Luftaustauschprozesse, speziell der nächtliche Kaltluftabfluß, werden durch die Reliefverhältnisse in Stuttgart wesentlich unterstützt. So bestehen im Stuttgarter Stadtgebiet Höhenunterschiede von mehr als 300 m. Allein im inneren Stadtbereich gibt es Höhenunterschiede von 200 m. Vor allem die südöstliche Umrandung des Innenstadtkessels weist schluchtartige Geländeeinschnitte, sog. Klingen auf, die als Frischluftschneisen für die Innenstadt wirken.

Das Bild 7 soll dazu die Reliefverhältnisse des Stutt-

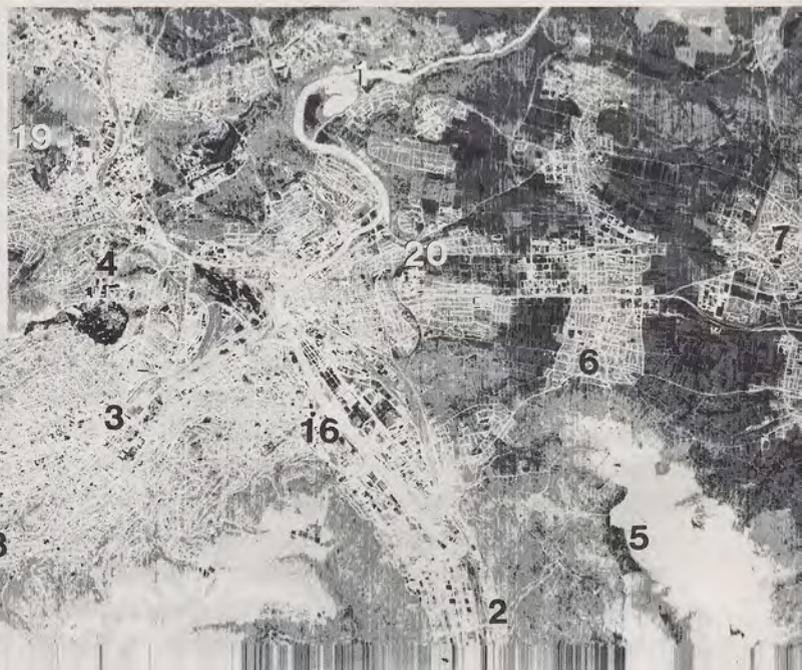
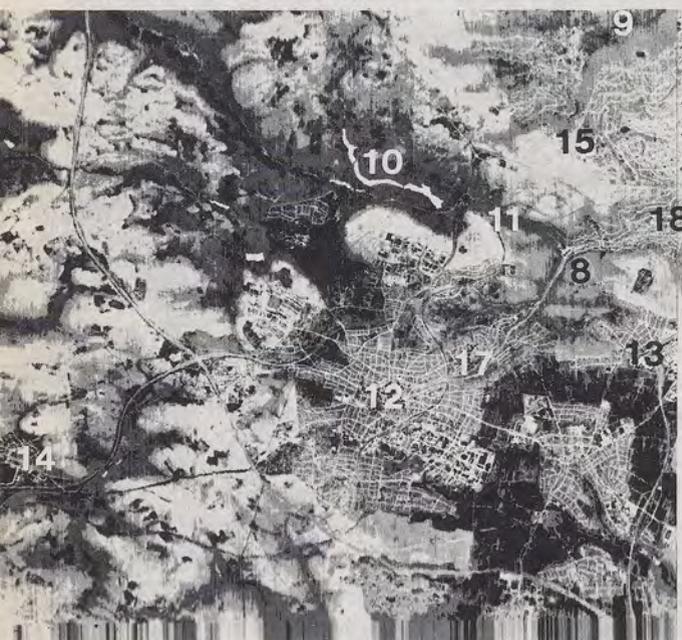
gartener Südens und den Verlauf des von Südwesten in die Innenstadt einmündenden und sie durchquerenden Nesenbachtals veranschaulichen. Es handelt sich um die Fotografie eines Schichtenmodells, das Höhenstufen von 10 m wiedergibt. Nordöstlich des «Birnenkopfes» ist auch die Lage eines von drei Seiten von Randhöhen umgebenen Stadtteils im sog. Westkessel (15) ersichtlich. Die in das Nesenbachtal einmündende «Heidenklinge» ist im Infrarot-Bild mit (11) bezeichnet.

#### Stuttgart im infraroten Wärmebild

Im Juni 1976 wurden zwei Infrarot-Meßflüge über dem Stuttgarter Stadtgebiet vorgenommen, aus deren Magnetbandaufzeichnungen zwei unmittelbar vergleichbare «Wärmebilder» in der Form sog. Farb-Äquidensiten entstanden sind.

Es handelt sich dabei um Temperaturkartierungen vom Abend des 8. Juni 1976 bei Sonnenuntergang und vom frühen Morgen des nächsten Tages, aufgenommen eine Stunde vor Sonnenaufgang. Die Meßergebnisse dieser zweiten Überfliegung sind in den Abbildungen 5 und 6 als Schwarzweißabzüge

Abb. 5/6: Hier handelt es sich nicht etwa um fotografische Aufnahmen, sondern um die Sichtbarmachung von zunächst elektronisch aufgezeichneten Wärme-Meßwerten, die im Stadtgebiet von Stuttgart zwischen den Städten Sindelfingen im Westen (14) und Waiblingen im Osten (7) erhoben worden sind. Die Schwarzweiß-Wiedergabe der ursprünglich farbigen «Karte» muß unzulänglich bleiben, zumindest bedarf sie der umfangreichen Interpretation, die auf den folgenden Seiten gegeben wird. Die Ziffern dienen der Orientierung (vgl. die Erläuterungen im Text auf Seite 129).



wiedergegeben. Dabei zeigt Abbildung 5 das südwestliche Stadtgebiet von Stuttgart, während der östliche Teil in Abbildung 6 dargestellt ist. Insgesamt wird mit diesen beiden Bildausschnitten der morgendlichen Temperaturkartierung das Gebiet zwischen den Städten Sindelfingen (im Westen) und Waiblingen (im Osten) abgebildet.

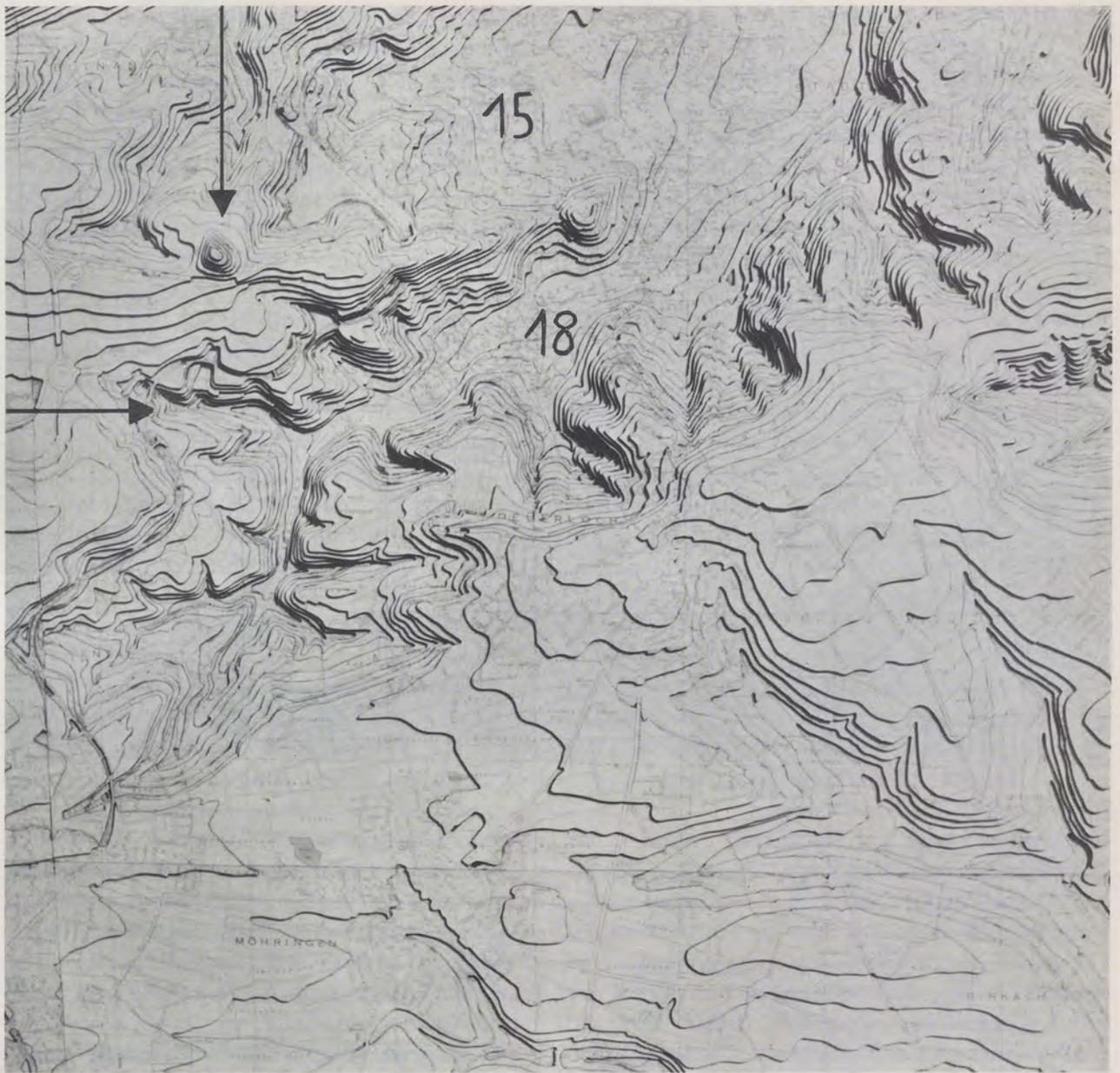


Abb. 7: Reliefkarte des Stuttgarter Südens. Der senkrechte Pfeil weist auf den Birkenkopf, der waagrechte auf die in das Nesenbachtal einmündende Heidenklinge.

Als Orientierungshilfen sind in den Wärmebildern mit Ziffern versehen:

Im Bild 6

- das Band des Neckars zwischen dem Max-Eyth-See (1) und dem Stuttgarter Hafen (2),
- der Stuttgarter Hauptbahnhof in der City (3),
- der Killesberg (4),
- der Schurwald (5),
- die Städte Fellbach (6) und Waiblingen (7);

Im Bild 5

- das Nesenbachtal (8) (vgl. dazu auch die Reliefaufnahme Abb. 7)
- das Feuerbacher Tal (9),
- eine Seenkette im Erholungsgebiet Rot- und Schwarzwildpark (10),
- die Heidenklinge (11),

- die Stuttgarter Stadtteile Vaihingen (12) und Degerloch (13),
- die Stadt Sindelfingen (14).

Für die Messungen war ein wolkenloser Tag bei Hochdruckwetter ausgewählt worden. Durch Wolken würde die vom Flugzeug aus vorgenommene Strahlungsmessung verfälscht. Auch interessierte hier der Verlauf der nächtlichen Abkühlung durch Wärmeausstrahlung des Erdbodens, was nur in klaren Nächten möglich ist. Außerdem mußte am Meßtag nahezu Windstille herrschen, damit sich Temperaturunterschiede deutlich ausbilden konnten. Somit waren die meteorologischen Verhältnisse an diesem Junitag bei voll entwickelter Vegetation allein durch die starke Sonneneinstrahlung zur Tag-

zeit und durch die Wärmeabstrahlung zur Nachtzeit bestimmt.

Die beiden Wärmebilder vom frühen Morgen des 9. Juni 1976 zeigen mit den Flächen gleicher Grautönung die Bereiche gleicher Oberflächentemperaturen. Die auf diese Weise dargestellte Temperaturverteilung umfaßt hier den Bereich von 17,0°C (weiße Flächen) bis 8,0°C (schwarze Flächen). Die zwischen schwarz und weiß liegenden vier Graustufungen entsprechen jeweils einem Temperaturintervall von 1,5°C. Schwarz markiert auch Temperaturen unterhalb 8,0°C, wenn der eingestellte Meßbereich unterschritten wurde. Die Temperaturmessung ist auf einen geräteinternen, temperaturkontrollierten Vergleichsstrahler bezogen.

Das Stuttgarter Stadtgebiet präsentiert sich hier in der Endphase der nächtlichen Abkühlung, die nur durch das thermische Eigenverhalten der Stadtlandschaft beeinflußt wurde.

Zum morgendlichen Meßtermin beträgt die Temperaturdifferenz zwischen den Oberflächen dichter städtischer Bebauung und den ebenen, unbewaldeten und vorwiegend landwirtschaftlich genutzten Freilandflächen, insbesondere in der nordöstlichen und südwestlichen Umgebung Stuttgarts, 9°C und mehr. Man spricht deshalb auch von einem Wärmeinsel-Effekt städtischer Bebauung.

Eine Ansammlung von Bauwerken verändert das örtliche Klima stets in Richtung höherer Temperaturen. Dieses Merkmal städtischer Siedlungsformen ist auf verschiedene Ursachen zurückzuführen:

So werden die Oberflächentemperaturen ganz wesentlich vom sog. Bodenwärmestrom bestimmt, der von den physikalischen Größen Wärmeleitfähigkeit und Wärmekapazität abhängig ist. In der urbanen Landschaft überwiegen mit den ausgedehnten Stein-, Beton- und Asphaltflächen Materialien mit höheren Werten, vor allem der Wärmeleitfähigkeit. Dadurch wird die «Einlagerung» der als Sonnenstrahlung am Tage empfangenen Wärmeenergie in die verschiedenen die Erdoberfläche bildenden Materialien begünstigt. In Stadtgebieten stellt man deshalb zur Nachtzeit einen erhöhten Energierückfluß fest mit Wärmeabgabe aus den Oberflächen. Die in größeren Siedlungen erhöhten Temperaturen sind außerdem eine Folge der verminderten Verdunstung, weil durch die befestigten Flächen der Abfluß des Niederschlagswassers gesteigert wird. In der unbebauten Landschaft dagegen bewirkt die Wasserverdunstung erhebliche Abkühlungsbeträge: So werden an einem heiteren Sommertag größenordnungsmäßig zwischen 33% (kurzer Rasen) und 60% (Buchenwald) der von der Sonne eingestrahelten Wärme für die Verdunstung verbraucht.

Im Laufe einer Vegetationsperiode wird dem Buchenwald je Quadratmeter Bodenfläche durch Wasserverdunstung diejenige Wärmemenge entzogen, die vergleichsweise bei der Verbrennung von 24 Litern Leichtöl frei würde.

Die Hauptursache des urbanen Wärmeinsel-Effektes ist aber darin zu sehen, daß die Vielzahl senkrechter Oberflächen der städtischen Bebauung eine vergleichsweise stärkere Umsetzung der kurzwelligen Sonneneinstrahlung in Wärme verursacht. Auch ist die Wärmeausstrahlung innerhalb dicht bebauter Stadtquartiere aufgrund vielfältiger Reflexionen und Absorption an den Hauswänden im Vergleich zur freien Landschaft stark behindert. Somit wirken Straßenschluchten als «Strahlungsfallen», was bei thermisch belastenden Wetterlagen ganz wesentlich zum Schwüle-Empfinden beiträgt, da die Entwärmung des menschlichen Körpers genau wie die der Hausfassaden behindert wird (sog. Backofen-Effekt).

Ein weiterer Grund für den in Großstädten um durchschnittlich 2°C höheren Jahresmittelwert der Lufttemperatur ist die durch Verbrennungsprozesse in Industrie, Haushalt und beim Verkehr künstlich zugeführte Wärmeenergie. Im infraroten Wärmebild lassen sich viele Quellen dieser anthropogenen Wärmezufuhr direkt lokalisieren: Baulichkeiten mit größeren Feuerungsanlagen, Gebäude mit unzureichender Wärmeisolierung, Kesselhäuser, Schmelzanlagen und Gießereien fallen durch vergleichsweise hohe Oberflächentemperaturen auf. Ein Beispiel für die Kühlwasser-Einleitung eines Kraftwerkes in den Neckar findet man im Stuttgarter Stadtgebiet Gaisburg (16).

Ein Vergleich der Wärmebilder vom frühen Morgen mit der hier nicht abgebildeten Temperaturverteilung zum abendlichen Meßtermin des Vortages zeigt, daß die zentrale städtische Wärmeinsel und die Wärmeinseln der größeren umgebenden Stadtteile in ihrem Kern erhalten geblieben sind. Zum Morgen ist jedoch eine Differenzierung zwischen den Gebäuden und dem Straßennetz eingetreten: Die Dachflächen haben eine deutliche Abkühlung erfahren, während sich die Oberflächentemperatur der Straßen nur wenig verändert hat. Das Straßennetz tritt somit wärmer und kontrastreich in Erscheinung, was die Orientierung im morgendlichen Wärmebild sehr erleichtert. Die stärkere Abkühlung im peripheren Stadtbereich ist zurückzuführen auf eine weniger dichte Bebauung, auf die Nähe zur freien Landschaft und auf den damit verbundenen regeren Luftaustausch.

Am Beispiel des Stadtteils Vaihingen (12) kann man den typischen Unterschied in der thermischen

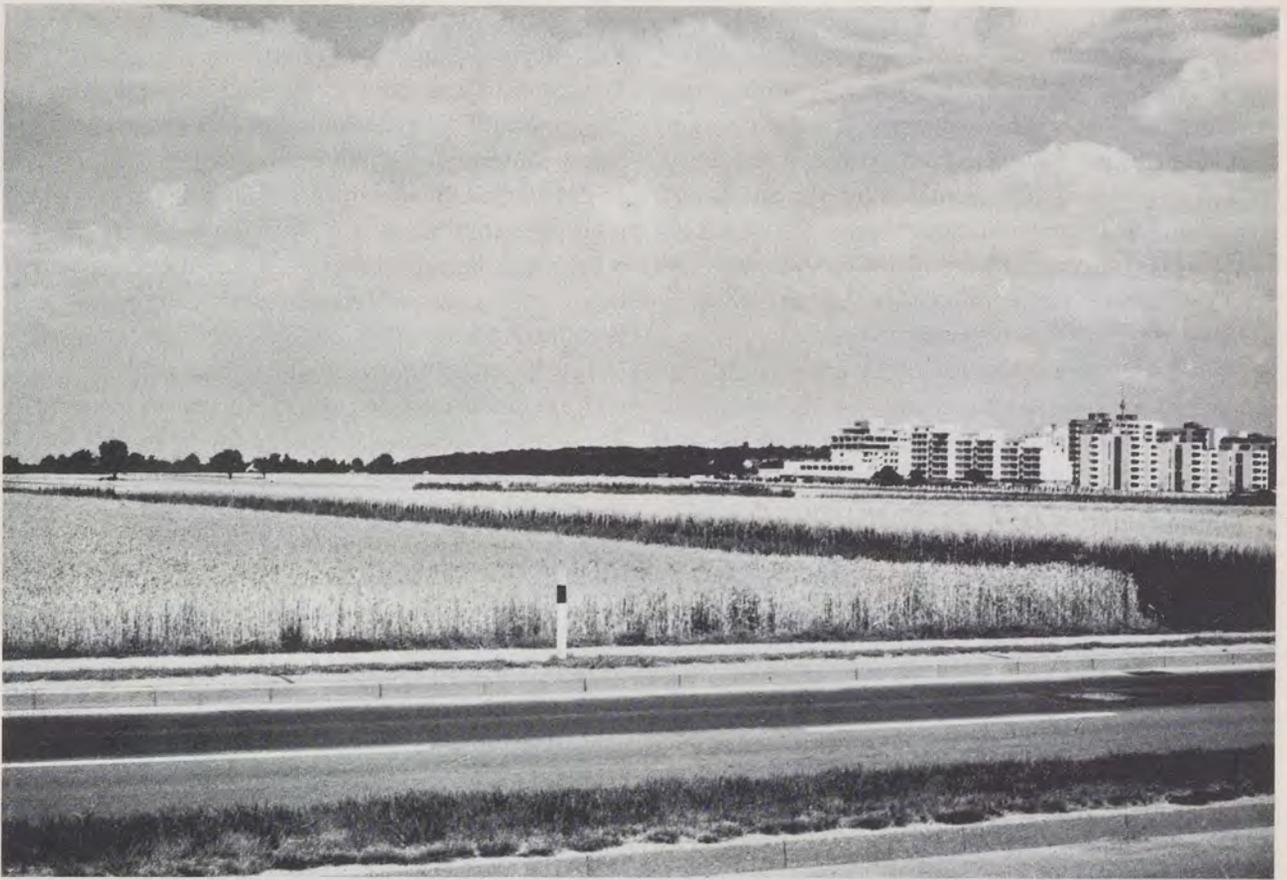


Abb. 8: Die Filder-Landschaft im Süden Stuttgarts wirkt als Kaltluft-Entstehungsgebiet

Struktur zwischen den alten Ortskernen und den neu erschlossenen Industrie- und Gewerbearealen zeigen: Vergleicht man den Abendmeßflug mit dem Meßflug am Morgen, so stellt man die Verlagerung der Wärmezelle vom Gewerbegebiet im Südosten Vaihingens zum alten, dicht bebauten Ortskern im Nordwesten fest. Die Ursache dafür ist in der unterschiedlichen Baustruktur zu suchen, die bei der weitläufigeren Anlage des Gewerbegebietes mit größerem Straßenraster eine stärkere Erwärmung bei Tage und schnellere Abkühlung bei Nacht bewirkt. Im Gegensatz dazu erwärmt sich der alte Ortskern durch Verschattung der engen Straßen bei Tage nicht im gleichen Maße und gibt die gespeicherte Wärme in der Nacht nur langsam wieder ab. Durch die Infrarot-Thermographie wird auch das unterschiedliche thermische Verhalten technischer Oberflächen deutlich. So kühlen die Gleisanlagen beim Hauptbahnhof (3) im Gegensatz zu den Straßenflächen schnell aus. Dies ist auf das relativ große Porenvolumen des Schotterbettes unter den Eisenbahnschienen zurückzuführen. Das Porenvolumen isoliert den Gleiskörper als Ganzes thermisch vom Erdboden, desgleichen auch die einzelnen Schottersteine untereinander, so daß nur eine dünne Schicht der Steinpackung am Tage durch die Sonnenein-

strahlung erwärmt wird. Bei der nächtlichen Wärmeausstrahlung erhält diese Schicht keinen Wärmenachschub vom Unterbau her, und das Schotterbett kühlt entsprechend schnell ab.

Der Neckar und die übrigen Wasserflächen, z. B. die Seenkette im Rot- und Schwarzwildpark (10), gehören am frühen Morgen zu den wärmsten Objekten der Stadtlandschaft. Gewässer weisen eine äußerst geringe Tagesschwankung ihrer Oberflächentemperatur auf, da das große Wärmespeichervermögen des Wassers mit der Möglichkeit einer Durchmischung verbunden ist. Somit folgt die Wassertemperatur nicht der allgemeinen nächtlichen Abkühlung.

Ähnlich verhält es sich mit den ausgedehnten Waldgebieten des Stuttgarter Stadtgebietes, die im morgendlichen Wärmebild zu den relativ wärmsten Landschaftsteilen zählen. Ein bemerkenswertes Beispiel dafür liefert der Schurwald, östlich von Stuttgart (5), der sich als weiße und damit besonders warme Fläche darstellt, was gewöhnlich ein Merkmal der Zentren baulicher Verdichtung ist.

Der Wald übt, wie auch Wasserflächen, eine klimamildernde und temperaturlausgleichende Wirkung in der Landschaft aus. Im infraroten Wärmebild erscheint er somit bei Nacht wärmer als das angren-

zende oder umliegende Freiland ohne dichten Bewuchs und Baumbestände.

Diese Wirkung ist auf die senkrechte Zonung und auf die geschlossene Abschirmung des Waldbodens zurückzuführen. Man kann einen Stammraum, einen Kronenraum und einen Wipfelraum unterscheiden. Die Baumkronenoberfläche des belaubten Waldes bzw. immergrünen Nadelholzwaldes stellt die Grenzfläche zur Atmosphäre dar und ist maßgebend für den Wärmeumsatz.

So besteht im Wald bei Tag, aber auch bei Nacht, eine vertikale Temperaturschichtung. Zur Nachtzeit kommt sie dadurch zustande, daß die wärmere Luft im Waldbestand durch kühlere Luft nach oben zu den höheren und höchsten Stellen unter dem Blätterdach verdrängt wird. Das dort bestehende Warmluftpolster wird durch die Abdachung gegenüber der freien Atmosphäre für die Nachtzeit konserviert, und zwar um so länger, je höher und dichter der Waldbestand ist. Strukturen der Oberflächentemperaturen von Waldgebieten deuten somit nicht nur auf unterschiedliche Bestandsdichten und Baumarten, sondern spiegeln auch die Topographie des Waldbodens wider: Höhere Temperaturen kennzeichnen im nächtlichen Infrarotbild auch in den meisten Fällen die höchsten Lagen, aus denen das Warmluftpolster von der an vertikaler Mächtigkeit zunehmenden bodennahen Kaltluftschicht erst später verdrängt werden kann.

Damit wird deutlich, daß Waldgebiete trotz höherer Oberflächentemperatur auch als Produzenten nächtlicher Kaltluft wirken können, allerdings in vergleichsweise beschränktem Umfang, da die Luft über Flächen mit niedriger oder aufgelockerter Vegetation, z. B. Rasenflächen oder Baumwiesen, in klaren Strahlungsnächten stärker abgekühlt wird. Die Tatsache, daß die für die Luftreinhaltung so wichtigen Waldgebiete im nächtlichen Infrarot-Wärmebild keinen thermischen Kontrast bilden zu den Zentren städtischer Bebauung, könnte somit zu tiefgreifenden Mißverständnissen führen, wenn man die Wärmebilder allein auf der Grundlage der Oberflächentemperaturverteilung auszuwerten versucht.

#### Temperaturverteilung und lokaler Luftaustausch

Mit der Infrarot-Thermographie werden lediglich Erdboden- bzw. Oberflächentemperaturen erfaßt, die mit der Lufttemperatur der dem Erdboden unmittelbar aufliegenden Luftschicht näherungsweise übereinstimmen. Schon in 2 m Höhe – das ist die Bezugshöhe für meteorologische Messungen der Lufttemperatur – ergeben sich gewöhnlich erhebliche

Differenzen zur Temperatur der Bodenoberfläche. Rückschlüsse auf Eigenschaften der Luft, auf ihre Temperatur und Bewegung sind anhand infrarotthermographischer Messungen nur unter Einbeziehung weiterer Informationen möglich.

In der Meßnacht war infolge des wolkenlosen Himmels die Abkühlung am Erdboden rasch vorangeschritten. Die Luft in einiger Höhe über dem Boden folgte dieser Abkühlung in geringerem Ausmaß. Wie durch Messungen mit den vom Deutschen Wetterdienst in Stuttgart zweimal täglich gestarteten Ballonsonden ermittelt wurde, hatte sich um Mitternacht eine 200 m mächtige, dem Erdboden aufliegende Kaltluftschicht ausgebildet. Innerhalb einer solchen sog. Inversionsschicht erfolgt, entgegen dem Normalfall des vertikalen Temperaturverlaufes, Temperaturzunahme mit der Höhe. Die Ausbildung bodennaher Temperaturinversionen ist das Merkmal windstillen Strahlungsnächte. Im Raum Stuttgart kommen diese sog. Bodeninversionen in rund 68% aller Nächte und damit besonders häufig vor.

Innerhalb des dicht bebauten Stadtgebietes sind wegen der dort höheren Lufttemperatur dem Boden aufliegende Inversionen seltener als im Umland. Die Temperaturinversionsschicht ist oft von der Stadtlandschaft abgehoben und liegt wie ein Deckel als Austauschsperrgrenze über einer Durchmischungsgrenze der städtischen Wärmeinsel.

Im Bereich von Temperatur-Umkehrschichten werden nämlich aufgrund der im Luftmeer herrschenden Gleichgewichtsverhältnisse vertikale Luftaustauschbewegungen unterdrückt. Bei Bodeninversionen ist nur ein langsames horizontales Strömen der dem Boden aufliegenden Kaltluft möglich. Dabei ergibt sich an Hanglagen und Geländekanten ein Abkippen und Abgleiten der untersten, spezifisch schwereren Kaltluftschicht. In der somit bewegten Kaltluft findet zwangsläufig eine Durchmischung mit darüber lagernden wärmeren Luftschichten statt, und auch der Erdboden kann nicht so extrem auskühlen.

Die niedrigsten Temperaturen stellen sich dort ein, wo die Luft stagniert; denn nur ruhende Luft kann der Abkühlung des Erdbodens folgen. Somit handelt es sich bei den kühlest Zonen des Stadtgebietes um beinahe ebene Freilandflächen, um flache Geländemulden und Täler mit stagnierender, vor Ort entstandener Kaltluft.

Mit diesem Hinweis fällt es leichter, den Wärmebildern Informationen über die lokale Luftbewegung zu entnehmen:

Abb. 9: Rechts: Stadtnahe Waldgebiete dienen als Staubfilter für die Stuttgarter Innenstadt



Der Übergang in der freien, nicht bewaldeten Landschaft von der ebenen Hochfläche zur wärmeren Hanglage zeigt sich besonders auffällig am nordwestlichen Rand der Filderlandschaft zwischen den Stuttgarter Stadtteilen Vaihingen und Degerloch: An der mit (17) bezeichneten Stelle wird eine Temperaturgrenze ausgebildet, die mit der bogenförmigen Kante des zum Nesenbachtal abfallenden Geländes identisch ist (vgl. die Reliefaufnahme). Daraus ist ersichtlich, daß die an den Hängen durch Ausstrahlung gebildete Kaltluft sofort talwärts in Bewegung kommt, während sie auf der ebenen Fläche leicht stagniert und niedrige Bodentemperaturen begünstigt. Die Anwendung der Infrarot-Thermographie bietet hier die Möglichkeit, z. B. Weinbaulagen auf mögliche Gefahrenbereiche für Frostentstehung zu untersuchen.

Am Beispiel des Nesenbachtals, das von Vaihingen kommend in den Innenstadtkessel bei (18) im Stadtbezirk Süd einmündet und dessen klimatisches Einzugsgebiet wir eben kennengelernt haben, läßt sich die Wirkung des Geländereiefs auf die Ausbildung thermisch induzierter Luftströme demonstrieren.

Die Funktion des Nesenbachtals als wichtige Frischluftschneise der Innenstadt wird im Vergleich der Stadtteile Süd (18) und West (15) im Wärmebild sichtbar: Bei vergleichbarer Bebauungsstruktur ist die nächtliche Abkühlung in Stuttgart Süd rascher vorangeschritten als im Westkessel. Die Ursache dieser Abkühlung ist eine Luftströmung durch das Nesenbachtal, die als nächtlicher Bergwind auch durch Windmessungen im Stuttgarter Süden nachgewiesen wurde. Die Temperaturen im Tal des Nesenbaches und an seinen Hanglagen sind höher als auf der ebenen Fläche östlich von Vaihingen, wo die Luft stagniert. Das Wärmebild unterstützt somit die Auffassung der Stuttgarter Stadtklimatologen, daß das Nesenbachtal von sperriger Bebauung freigehalten werden muß und gleichzeitig nicht durch einen peripheren Bebauungsgürtel von seinem Kaltluft-Einzugsgebiet abgeriegelt werden darf. Dies wäre der Fall, wenn Vaihingen z. B. mit seinem östlichen Nachbarstadtteil Möhringen zusammenwächst.

Außer der Hauptbelüftungsachse Stuttgarts, dem Nesenbachtal, gibt vor allem auch das Feuerbacher Tal (9) ein Paradebeispiel ab für ein funktionierendes Berg- und Talwindssystem: Der Frischluftverbraucher ist hier der Stadtteil Feuerbach, ein wichtiges Industriegebiet im Norden Stuttgarts (19). Die Belüftung durch lokale Winde kann man wieder an der vergleichsweise großen Temperaturänderung zum morgendlichen Meßtermin feststellen.

Im Wärmebild 6 findet man in dem mit (20) bezeichneten Gebiet eine Frischluftschneise für den Stadt-

teil Bad Cannstatt. Eine zum Neckar hin geneigte flache Talmulde stellt hier als unverbaute Freifläche zwischen Cannstatt und Fellbach das Einzugsgebiet für die Frischluft dar, die sich innerhalb der bebauten Ortslage Cannstatts über den Kurpark und die Kursaalanlagen bis in den baulich verdichteten Kernbereich dieses Stadtteils ausbreiten kann. Dieses Beispiel demonstriert die Notwendigkeit, Freiräume in Stadtlandschaften zu belassen. Das Zusammenwachsen benachbarter Städte zu einem Bauungsagglomerat würde die Möglichkeiten lokaler Luftaustauschprozesse unterbinden und somit die klimatischen und lufthygienischen Verhältnisse nachhaltig verschlechtern. Es wird aber auch deutlich, daß nicht nur die Existenz von Frischlufteinzugsgebieten in der Umgebung der Städte notwendig ist. Darüber hinaus müssen die Frischluftschneisen eine möglichst tiefe Verzahnung mit dem bebauten Stadtgebiet aufweisen. Dies ist nur der Fall, wenn die Art und das Maß der baulichen Nutzung sowie die Anordnung von Grünflächen im Wirkungsraum der Luftaustauschbahnen auf deren Belüftungsfunktion abgestimmt sind.

Auch unterhalb der bewaldeten Geländeeinschnitte verwischen die Straßenstrukturen im morgendlichen Wärmebild als Folge der Advektion kühlerer Luft aus dem Stammraum des Waldes. Die nächtliche Kaltluftproduktion der Wälder ist jedoch im Vergleich zur unbewaldeten Landschaft gering und nur an nicht der Sonne exponierten Hangwäldern wirksam. Waldgebiete sind vor allem zur Tagzeit kühler als die bebaute Stadt und können aufgrund dieses thermischen Kontrastes zum Luftaustausch mit der Stadt beitragen. So lösen sich Freiland und Wald im Tagesrhythmus als mögliche Luftspender für die Stadt ab: das Freiland bei Nacht und der Wald am Tage.

Die in Stuttgart vorhandenen lokalen Windsysteme werden auch gefördert durch die beträchtliche Temperaturdifferenz zwischen dem Zentrum der bebauten Ortslage und der freien Landschaft. Durch die Konvektionsbewegung der Luft über wärmeren Oberflächen entsteht ein Sog, der die Wirkung des Geländereiefs nachhaltig unterstützt und in den Städten des Flachlandes der alleinige Antriebsmotor für die nächtlichen sog. Flurwinde ist.

Somit bietet die urbane Wärmeinsel neben ihrem großen Nachteil, die «Deckelbildung» durch Temperaturinversionen zu begünstigen, den Vorteil, bei windschwachen Wetterlagen den Zustrom von Luft aus dem Umland zu fördern.

Das Zusammenfließen kühlerer Luft aus dem Umland im Stadtkern ist freilich nur erwünscht, wenn sie aus lufthygienisch unbedenklichen Gebieten



Abb. 10: Freiräume zwischen den Siedlungs-Schwerpunkten dienen als Einzugsgebiete des lokalen Luftaustausches

kommt und nicht die Gefahr besteht, daß eine Stadt in geschlossener Talkesselage zu einem See verunreinigter, stagnierender Kaltluft aufgefüllt wird.

In diesem Zusammenhang haben die bewaldeten Randhöhen Stuttgarts eine wichtige Funktion für die Verbesserung der Luftqualität. So wirken die stadtnahen Waldgebiete vor allem als Staubkamm und reinigen die Luft, die in den bodennahen, sich über die Randhöhen abwickelnden Luftaustausch mit der Innenstadt einbezogen ist.

Die lokalen Flurwinde bzw. die nächtlichen Berg- und Hangabwinde können freilich nur von der Peripherie in die dicht bebaute Stadtlandschaft eindringen, wo sie sich aufgrund der thermischen Konvektion und wegen der vielen Hindernisse allmählich verlieren. Trotzdem wird im Sinne der Selbstreinigungskraft der Natur durch diese in der Regel sehr schwachen Winde ein wichtiger Belüftungsbeitrag für das Stuttgarter Stadtgebiet erbracht.

Für die Stadtplanung in Stuttgart ergibt sich daraus die Konsequenz, Maßnahmen zur Luftreinhaltung schon am Stadtrand zu ergreifen, um die Vorbelaftung der Luft so gering wie möglich zu halten, bevor sie das stärker verunreinigte Stadtzentrum erreicht.

Planerische Maßnahmen haben auch dort anzusetzen, wo die erkannten Bahnen des Luftaustausches durch die Bebauung blockiert sind oder wo die Gefahr besteht, daß eine ungünstige städtebauliche Entwicklung eintreten könnte. Dabei muß stets eine enge Verzahnung zwischen bebautem Stadtgebiet und Vegetationsflächen angestrebt werden.

Dieser Zustand des Ineinandergreifens ist in Stuttgart aufgrund der starken topographischen Gliederung der Landschaft zur Zeit noch gegeben. Darauf ist es im wesentlichen zurückzuführen, daß austauscharme Wetterlagen die lufthygienischen Verhältnisse in dieser Talkesselstadt nicht in katastrophaler Weise verschlechtern.

#### Literatur

ROBEL, F., HOFFMANN, U., RIEKERT, A.: Daten und Aussagen zum Stadtklima von Stuttgart auf der Grundlage der Infrarot-Thermographie, Beiträge zur Stadtentwicklung 15 (1978); Hrsg.: Chemisches Untersuchungsamt der Landeshauptstadt Stuttgart. Die «Geometrie der Scanner-Aufnahme» (Abb. 3) wurde entnommen aus: Luftaufnahmen. Wärme-Infrarotmessungen als neue Informationsquelle für Planungszwecke. (Bd. 44 der Schriftenreihe des Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk, Essen 1972)

# Leserforum

Für oder gegen  
die Schnellbahn Stuttgart–Mannheim

Zum Aufsatz über die «Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz Baden-Württemberg» schreibt Justizrat Helmut E. Grässlein aus Mannheim:

*. . . als Mitglied des Schwäbischen Heimatbundes und des Landesvereins Badische Heimat, damit auch als Mitglied der Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz Baden-Württemberg, muß ich der entschiedenen Ablehnung der Neubaustrecke der DB Mannheim – Stuttgart . . . genau so entschieden widersprechen. Ich halte diese Neubaustrecke für ein unverzichtbares Mittel eines sinn- und zweckvollen Natur- und Umweltschutzes. Zum Beispiel werden wir uns nur dann den Ausbauplänen für den Flughafen Stuttgart-Echterdingen mit Erfolg zu Wehr setzen können, wenn wir eine Alternative anbieten können. Hierzu gehören schnelle Anschlüsse zum Flughafen Frankfurt und allein hierzu brauchen wir bereits die Neubaustrecke. Da der Landschaftsverbrauch durch weiteren Straßenneu- und ausbau nur verhindert werden kann durch einen funktionierenden Nahverkehr – auch abseits des Umkreises der Großstädte, wäre ich für eine Mitteilung dankbar, ob sich die Arbeitsgemeinschaft gegen die geplanten Fahrplanverdünnungen der DB ausgesprochen hat. Sollte dies nicht der Fall sein, so würde ich eine solche Stellungnahme, die unverzüglich erfolgen müßte, für unabdingbar erforderlich halten.*

Betr.: Zur Sache (Heft1981/1)

Da bis Redaktionsschluß weder freundliche noch gestrenge, weder wohlmeinende noch schadenfrohe Leserbriefe eingegangen sind, muß der Redakteur (ein wenig zerknirscht, ein wenig traurig) sozusagen selber einen Leserbrief schreiben. Ist doch durch immer eiliger werdendes Kürzen, Verlängern und wieder Kürzen eine Formulierung in die oben bezeichnete Kolumne geraten, die er so dort nicht hätte stehen lassen sollen: Das Ende des zweiten Abschnittes lautete ganz zu Anfang im Manuskript: «diese paar Leute sagen weiterhin die *Lochen* und nicht der *Lochen* und vielleicht auch auf der *Filder* und nicht auf den *Fildern* (aber das ist schon ein Schulen-Streit und deshalb hier wohl nicht gerade das beste Beispiel).»

Und so hätt's auch einen Sinn gegeben und einen vernünftigen Anlaß, abzuwägen und Meinungen auszutauschen. Und vielleicht auch zum Hinweis auf frühere Diskussionen zu dem einen oder anderen Problem sprachlicher Gewohnheiten und Veränderungen – zum Beispiel auch auf den Beitrag, den Helmut Dölker vor Jahren in dieser Zeitschrift veröffentlicht hat unter dem Titel «Die *Filder* – die *Felder*» (1964, Seite 226).

(Daß sich in der fünften Zeile des dritten Absatzes auch noch ein Schreibfehler eingeschlichen hat und es dort natürlich heißen muß «des neunten Jahrzehnts», ergibt sich zwar aus dem Zusammenhang, sei dennoch extra erwähnt.)

Sollte das eingangs vermerkte Fehlen von Leserbriefen gar

darauf zurückzuführen sein, daß keiner was bemerkt hätte – nun, das hier soll nicht unbedingt eine Ermunterung und Aufforderung sein, jetzt aber «kräftig hinzulangen»: mit dem Beispiel des Freilichtmuseums Kommern ist doch wohl ein Thema angeschlagen und fortgeführt, das eher einer weiteren Diskussion bedarf.

Aber dann kamen sie – knapp nach dem Redaktionsschluß – doch noch, die Briefe «von den *Fildern*» und anderswo her. Wir drucken sie hier ab – leicht gekürzt und ohne Kommentar in der Reihenfolge des Eingangs:

Prof. Dr. Helmut Dölker, Esslingen-Hegensberg:

«100. Geburtstag» – Es hängt wohl an dem Wort «Wiederkehr» in Verbindung mit «Geburtstag». Die «100. Wiederkehr des Geburtstags» ist ja so ungeschickt und falsch wie die «Wiederkehr des 100. Geburtstags»! In diesen Fällen beneide ich wieder einmal (wie auch sonst oft!) die Engländer; sie sprechen vom «70th anniversary of his birthday».

«Erich-Kästner-Schule» – Gegen die Bindestrichelei in diesen Fällen habe ich seit der amtlichen Festlegung (in den 30er Jahren, wenn ich mich recht erinnere) mich immer wieder gewandt, sowohl in mündlicher Aufklärung wie im eigenen Verfahren. . . Wir scheinen da am gleichen Strick zu ziehen – danke für Ihre Hilfe.

«auf der *Filder* / auf den *Fildern*» – Sie treten, wenn ich es recht verstehe, für die «*paar Leute*» ein, die bei «auf der *Filder*» bleiben. Aber sie wissen doch, daß man über den Punkt . . . nicht streiten kann, da «die *Filder*» als weibliche Einzahl sprachgeschichtlich falsch ist. – Aus Ihrer Fassung kann ich nicht mit Sicherheit sagen, ob Sie nun für die «*paar Leute*» sind, weil diese «insgeheim doch recht haben» oder ob Sie bloß geneigt sind, den Fehler aus Freundlichkeit zu übersehen wollen. Für den Fall, daß noch weitere Leser da im unklaren sind, möchte ich Sie bitten, . . . die Sache noch einmal aufzunehmen und wissenschaftlich einwandfrei zu klären. Ich stelle Ihnen dazu einen Beitrag zur Verfügung, den ich 1974 . . . für die Stuttgarter Zeitung geschrieben habe:

Der Landschaftsname «*Filder*» ist schon sehr alt. Die frühesten Belege sind: 1229 «in *Vilderne*», 1267 «. . . in pago qui dicitur uf *Vildern*», 1291 «*Achteringingen super Vildern*». Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß der Name schon wesentlich früher bestand, ohne daß ein schriftlicher Niederschlag davon vor dem 13. Jahrhundert auf uns gekommen ist.

Sprachlich handelt es sich bei dem Namen um eine alte Mehrzahlbildung zu «*Feld*» mit einem Wechsel zwischen *e* und *i*, wie er auch vorliegt in Wortbildungen wie *Berg* – *Gebirge*, *Erde* – *irden*, *Wetter* – *Gewitter* und in schwäbischer Mundart in der Mehrzahlbildung von *Brett* – *Britter*. . . Der Wechsel von *e* und *i* in den Mehrzahlformen, die auf *-er* (althochdeutsch *-ir*) endigen, entsprach in althochdeutscher Zeit (etwa 8. bis 11. Jahrhundert) den Sprachgesetzen. Er hat sich mundartlich in einzelnen Wörtern erhalten (vgl. *Brett* – *Britter*) und liegt in der erstarrten Namensform «*Filder*» vor. In der Schriftsprache hat im Laufe der Jahrhunderte ein Ausgleich nach dem Selbstlaut der Einzahl stattgefunden (*Feld* – *Felder*, *Brett* – *Bretter*).

«*Filder*» bedeutete also gar nichts anderes als «*Felder*», was sich

aus der Natur der Landschaft leicht versteht. Es ist eine Mehrzahlform auf -er, der die Beugungsendung -n nur im 3. Fall (Dativ) zukommt und die sonst keine weiteren Beugungsendungen hat. Man sagt also: 1. Fall «die Filder erstrecken sich von Norden nach Süden»; 2. Fall «der Rand der Filder liegt bei Degerloch»; 3. Fall «auf den Fildern wächst das bekannte Kraut», «ich komme von den Fildern», «Vaihingen liegt auf den Fildern»; 4. Fall «vom Fernsehturm aus sieht man die Filder». «21. Jahrhundert» – Ist an sich sehr klar. . . Doch ist das schwer festzuhalten, und es braucht moralische Stärke . . .

Dr. Otto Pfeleiderer, Stuttgart-Frauenkopf:

Teils mit Vergnügen, teils aber auch mit Kopfschütteln lese ich Ihre Glosse . . . Die in Marbach passierte «Wiederkehr des 100sten Geburtstages» war auch für mich Anlaß, mich über einen argen Lapsus, und noch dazu an geheiligter Stätte, sozusagen, zu mokieren.

Aber wenn Sie finden, daß die «paar Leute», die weiterhin «auf die Filder» und nicht «auf den Fildern» sagen, zu denen gehören, die «bei dem bleiben, was (sprach-)vernünftig ist», so muß ich Ihnen entschieden widersprechen. Aus dem Schwäbischen Wörterbuch von Hermann Fischer können Sie entnehmen, daß «die Filder» ein alter Pluralis zu «Feld» sind, mit Vokalwechsel von e zu i, und daß es richtiger – und sprachüblicherweise schon seit Jahrhunderten geheißen hat: «auf den Fildern». Die Ausdrucksweise «auf der Filder», ist also, wenn das Schwäbische Wörterbuch Recht hat, ihrerseits eine Sprachschlüderei – von Leuten, welche «die Filder» nicht mehr für einen Pluralis, sondern für einen weiblichen Singularis halten, wofür es sprachgeschichtlich keinerlei Rechtfertigung gibt.

Pfarrer i. R. H. Bauer, Calw:

. . . Um ein weiteres Zähneknirschen zu vermeiden, möchte ich darauf hinweisen, daß es sich beim Jahr 1981 um das erste Jahr des neunten Jahrzehnts handelt.

Dietrich Scheufele, Stuttgart-Degerloch:

«Wiederkehr des 100. Geburtstags», ein grauenhafter Unsinn, bin mit Ihnen völlig einer Meinung, keine Diskussion!

Anders bei der Erich-Kästner-Schule! Schließlich ist das der Name der Schule und nicht der des Herrn Erich Kästner. Die Richter, die den Erben Recht gegeben haben, merkten das nicht, ist auch nicht verwunderlich; man lese die Schriftsätze mancher Juristen (ich bin auch einer). Eine «Erich Kästner Schule» mag gerade noch angehen, oder haben die Richter womöglich einen einzigen Bindestrich für richtig gehalten? Haben sie dem Verfasser des doppelten Lottchens einen doppelten Familiennamen verpaßt: Erich Kästner-Schule? Arme Schule, sie hat jetzt keinen Namen mehr!

Heftiger Widerspruch zu dem, was Sie über die Filder zu sagen haben!!! Die Schreib-, Sprach- und Gedankenschlüderei liegt hier bei Ihnen! «Die Filder» ist nicht die weibliche Einzahl, sondern die sächliche Mehrzahl! Einzahl lautet: «das Feld», Mehrzahl: «die Filder». Wir haben es hier mit einer altertümlichen Form der Mehrzahl von Feld zu tun, und dieses Wort muß daher auch in der Mehrzahl dekliniert werden. . . . auf den Fildern.

Karl Kipp, Talheim Kreis Tuttlingen:

Ihre Bemerkungen «Zur Sache» haben mich – zumindest in der

gelegentlich anzuzweifelnden Handhabung der deutschen Sprache durch das Duden-Institut – angesprochen.

Uns hat vor rund 60 Jahren unser Deutschlehrer gesagt, daß es bei gewissen Abstrakta wie Glück, Unglück, Treue, Glaube keine Mehrzahlform gibt. Was schreibt Duden?: «Unglück s. (-es), (selten:)-e. «Also Plural: die Unglücke, wo doch richtig und besser Unglücksfälle stünde. Es scheint, daß die Duden-Leute vielen der heute so üppigen Wort«schöpfungen» unserer Redner und Schreiber kritiklos nachgehen.

Aber nun noch Ihre Ausführungen zu «Filder»: Nach Keinath und Buck ist dieser Flurname durch Lautwechsel (ë > i) aus der Mehrzahl von Feld entstanden. Demnach dürfte «auf den Fildern» richtig sein.

Prof. Dr. Helmut Hölder, Münster:

«Zur Sache» im jüngsten Heft der «Schwäbischen Heimat» habe ich mit Interesse gelesen. Über die Bindestriche in Personennamen von Straßennamen habe ich mit der Duden-Redaktion auch schon – vergeblich – korrespondiert, außerdem über «so-daß» und den für mich bestehenden Unterschied zwischen «noch einmal» und «nocheinmal» . . . Gegen den vereinfachenden Duden-Doktrinismus ist in der Tat schwer anzukommen.

In einem Fall «verunsichern» Sie mich aber (das Wort steht übrigens noch nicht in meinem Duden von 1961) – nämlich im Fall der Filder. Ich habe meine Jugend «auf den Fildern» (in Degerloch) verbracht und bin in Nachfolge meines Vaters immer für diesen Wortgebrauch eingetreten, so auch in meiner Rezension des Geologischen Führers von Stuttgart und Umgebung (ich lege auch davon eine Kopie bei), wo ich zu meinem Schrecken die Wendung «Auf der Filder» fand. Nun treten Sie für eben diese Form ein – liegt da nicht ein Versehen vor? . . .

Edwin Roth, Stuttgart 30:

Es ist mir absolut nicht klar, worum Sie hier zähneknirschend kämpfen.

Im Augenblick, da das liebe Jesulein zur Welt kommt, ist es null Tage und null Jahre alt. 365 schöne, runde, satte Tage später wird es ein Jahr alt, erlebt seinen zweiten Geburtstag und steht von dieser Stunde ab im zweiten Jahr seines Daseins.

Am Ende der 24. Stunde des 365. Tages des 99. Jahres nach der Geburt macht es klick. Dann ist das Kind und mit ihm sein Zeitalter 100 Jahre alt und mit diesem Moment beginnt das zweite Jahrhundert der Zeitrechnung. Also genau am 1. 1. im Jahre 100. So anno 1800, 1900 und 2000; jeweils am 1. 1. um 0<sup>h</sup>.

So sagt ja auch im Sprachgebrauch der am 1. 1. 1900 Geborene ab 1. Januar 1981, er stehe im Zweiundachtzigsten . . .

Nehmen wir eine Uhr mit Ziffernblatt und Ziffern. Wenn beide Ziffern den Strich der 24 überschreiten beginnt der neue Tag. Nicht bei Erreichen der 1; da wäre ja ein Teil schon wieder rum. Zeitsangabe und Fahrplan sagen Null Uhr soundsoviel Minuten. Die Stunde zwischen Mitternacht und ein Uhr muß doch stattfinden. Nicht als Abschluß des alten, sondern als Beginn des neuen Tages.

Ich könnte mir den Irrtum nur so erklären, beim Gegenstandszählen beginnt man mit eins. Wollen Sie aber mit einem Metronom, das auf Sekundentakt eingestellt ist, zwölf Sekunden aus dem Zeitfluß herauszuschneiden, müssen Sie zählen: drei, zwei, eins, null, eins, zwei, drei; sonst haben Sie bei der Zahl zwölf erst elf Sekunden.

# Buchbesprechungen

## Lebensbilder

ROBERT UHLAND (Hg): **Lebensbilder aus Schwaben und Franken**, 14. Band. Herausgegeben im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1980. 560 Seiten, 19 Abbildungen. Leinen DM 48,-

Es verbietet sich, hier die zwanzig (genaugenommen sogar dreiundzwanzig) Personen auch nur aufzuzählen, die in diesem Band ihre biografische Würdigung finden. Eine ganz subjektive Auswahl mag die große Vielfalt dieses – besonders stattlichen – Bandes charakterisieren: das reicht von Gisela von Schwaben, der Gemahlin Kaiser Konrads II., über den vor allem als Kartografen bekannten Andreas Kieser, den aus einer Esslinger Bankiersfamilie stammenden Johann David von Palm, über die ebenfalls Esslinger Metallwarenfabrikanten Deffner, den Reutlinger Waisenvater Gustav Werner bis hin zu dem Architekten – nicht nur des Stuttgarter Hauptbahnhofs – Paul Bonatz. Und gleich noch eine Auswahl an Autorennamen, die zeigen, wie qualifiziert die Darstellungen sind: Gerd Wunder, der Herausgeber Robert Uhlund, Gert (nicht Gerd!) Kollmer, Theodor Pfizer u. v. a. m.! Man verzeihe dem Rezensenten eine – wieder subjektive – besondere Hervorhebung: Christoph Martin Wieland fand endlich Eingang in die Bände der bescheiden papiernen schwäbisch-fränkischen Walhalla! Endlich! Und wie!

Warum hat man ihn nicht schon früher als Autor gewinnen können, diesen evangelischen Pfarrerssohn mit ausgiebiger Oberschwaben-Erfahrung und Biberach-Kennntnis und mit sowohl literarischer als auch literaturwissenschaftlicher Qualifikation? Wen? Gerhard Storz! Ein Glücksfall; und das Resultat: ein Meisterstück biografisch-literaturgeschichtlicher Essayistik! In einem allerdings möchte man in aller Bescheidenheit widersprechen: die Evangelische Kommödiantengesellschaft – mit der Wieland 1761 Shakespeares «Sturm» und damit zum ersten Male Shakespeare in deutschen Landen in deutscher Sprache aufführte – hatte damals durchaus ihr von der Parität gefordertes katholisches Gegenstück (vgl. Heimatkundl. Blätter f. d. Kreis Biberach, 22. 6. 1979, S. 48). Aber was besagt das gegen diese anschauliche und erhellende Nachzeichnung der Biberacher Lebensumstände Wielands, gegen die wohlabgewogene Darstellung seiner literarischen Entwicklung, die nach den Schweizer Jahren nun in Biberach nicht nur den «Sieg der Natur über die Schwärmerei» und die Shakespeare-Übersetzung erbrachte, sondern auch besonders anmutige Beispiele für die *Poesie des Stils*, die Wielands Gesamtwerk auszeichnet. Es ist ein so berechtigter wie hilfreicher Kunstgriff, daß Gerhard Storz die Geschichte von Wielands Leben wie auch die Entwicklung seiner Dichtung sozusagen von Biberach her erzählt oder doch von den dort verbrachten Jahren aus interpretiert: Bei allen Abderiten-Erfahrungen des Dichters – in Biberach, fast möchte man sagen: in sei-

nem Biberacher Gartenhaus (das allerdings nicht so sehr *über der Stadt* lag und liegt) wurde der Grund gelegt zu dem, was ihn unverwechselbar macht und unvergleichlich, zu jener *Poesie des Stils*, die Wielands Werk auszeichnet – und auch heute durchaus noch lesens- und liebenswert sein läßt.

Mehr Worte, als üblicherweise für eine Besprechung zugemessen sind –. Und doch blieb viel Erwähnenswertes aus diesem Artikel wie aus diesem Bande unerwähnt. Jedenfalls: für die gesamte Reihe bedeutet dieser 14. Band einen würdigen Eintritt ins Schwabenalter!

Willy Leygraf

OTTO BORST: **Die heimlichen Rebellen**. Schwabenhöpfe aus fünf Jahrhunderten. Konrad Theiss Verlag Stuttgart/Aalen 1980. 452 Seiten, 28 Kunstdrucktafeln. Leinen DM 39,-

Bücher dieser oder verwandter Art hat es hierzulande schon eine ganze Reihe gegeben; einige waren mehr essayistisch-biografisch angelegt, andere boten Biografisches im Anhang zu Anthologien, zu denen sie beispielhafte und besonders repräsentative – meist mehr oder weniger literarische – Texte zusammenstellten. Otto Borst hält es mit dem Biografischen; den zeitlichen Rahmen nennt der Untertitel: Hier werden «Schwabenhöpfe aus fünf Jahrhunderten» porträtiert – mit Carlo Schmid reicht die Darstellung fast bis an die Gegenwart heran. Das schon unterscheidet sie von den meisten früheren Sammlungen «Schwäbischer Köpfe», allerdings ist auch bei ihm der sattsam bekannte Grundton nicht zu überhören: «Seht her, was es für Kerle gegeben hat bei uns Schwaben!» Es scheint, daß davon auch ein wenig die Auswahl bestimmt worden ist, die Otto Borst unter den schwäbischen Heroen getroffen hat. Denn was wäre eine solche Galerie ohne «unseren» Schiller, ohne Hölderlin, ohne Theodor Heuss! Und sicher gehören sie auch zu den mehr oder weniger «heimlichen Rebellen», die dem Buch den Titel gegeben haben. Aber man darf diese Kapitel getrost für nicht ganz so wichtig halten wie andere, über denen ein wenig oder gar nicht bekannter Name steht. Und man mag – der Autor selbst räumt das ein – überlegen oder gar streiten, ob nicht andere wichtiger gewesen wären. Nennen wir einige Namen, die in seiner eigenen Mängel-Liste nicht vorkommen: Die beiden Mohl, Paul A. Pfizer oder Christian Wagner. Nun, der Autor hat sich für die vorliegenden 20 Porträts entschieden, wir sollten es ihm abnehmen und ihm dankbar sein, daß hier einige Persönlichkeiten in den Blick und ins Licht gerückt werden, über die bisher nur an entlegenen Stellen oder am Rande zusammenfassender Darstellungen etwas zu erfahren war, diejenigen also, auf die das in der Einleitung formulierte Kriterium in besonderer Weise zutrifft: «In allen diesen Biographien ist die soziale Ambiente (gemeint ist wohl «Komponente.» Verf.), in verschiedenen Nuancen und Färbungen, versteht sich, Lebensthema und Lebensaufgabe.» Dazu gehört der

Theologe und Literaturprofessor Wilhelm Zimmermann, Paulskirchen- und später Landtagsabgeordneter, der 1851 «wegen seines politischen Gebahrens» vom Lehramt entfernt wurde. Oder Christoph Friedrich Grieb, der vielseitige Schriftsteller, den besonders die soziale Komponente des frühen Sozialismus interessierte und zur Mitarbeit in Arbeiterbildungsvereinen und bei Arbeiter- und Handwerkerkongressen bestimmte. Oder der 48er Gottlieb Rau, Herausgeber der «Sonne» und langjähriger Insasse der Festung Hohenasperg. Oder Christian Gottlieb Abt. Oder Julius Motteler. Auch daß Friedrich Theodor Vischer und Georg Herwegh einmal deutlicher unter politischen (und von mir aus auch unter parteilichen) Aspekten geschildert werden, gehört zu den besonderen Verdiensten dieses Buches. Informationsreich ist der Anhang mit den Rubriken «Leben – Nachlaß – Werke – Literatur». Bleibt noch anzumerken, daß dieses Buch im besten Sinne volkstümlich geschrieben ist – ein Lesevergnügen für jeden auch nur halbwegs an Biografie oder Landesgeschichte Interessierten.

Willy Leygraf

MINISTERIUM FÜR ERNÄHRUNG, LANDWIRTSCHAFT UND UMWELT BADEN-WÜRTTEMBERG (Hg): **Biographie bedeutender Forstleute aus Baden-Württemberg.** (Schriftenreihe der Landesforstverwaltung Baden-Württemberg, Band 55). Landesforstverwaltung Baden-Württemberg Stuttgart 1980. 640 Seiten, zahlreiche Abb. Linson DM 42,50

Mit rund 150 knappen, aber äußerst präzisen Biografien werden hier recht handfeste Hilfen gegeben zur Orientierung in der Forstgeschichte unseres Landes von den »Vorläufern« – nur die Namen Gadner, Kieser, Moser seien genannt – über die «Begründer» – etwa von Trunk bis Tscherning – zu den Klassikern, wie Baur, Speidel, Lorey, Graner, Bühler, Endres, Hausrath, Wagner, Dieterich – bis schließlich zu den vielen «Bewahrern und Erneuerern», die bis in unsere Zeit unmittelbar hineinwirken: die von ihnen geschaffenen Dauerwälder (Dannecker), Mischbestände (Kieser, Maier) oder Flurgehölze (Lohrmann) können wir landauf, landab in Augenschein nehmen, die von ihnen erarbeiteten wissenschaftlichen Grundlagen und betriebswirtschaftlichen Methoden (Feucht, von Hornstein, Nüssle) haben bis heute ihre Wirkung. – Diese alle und viele mehr werden in diesem Band durch kundige Fachkollegen gewürdigt. Dabei wird erkennbar, welchen Beitrag dieses Land mit der (früheren) Tübinger und mit der (heutigen) Freiburger Fakultät zur Forstwissenschaft geleistet hat – und zwar nicht zuletzt durch einen fortwährenden engen Bezug zur Praxis – und durch unausgesetzte Anbindung an Geschichte und Tradition.

Jeder einzelnen Biografie sind Angaben über die Publikationen des Gewürdigten und über die Quellen zu seiner Biografie beigegeben; eine sehr informative «Zeitliche Übersicht» und einige Register erleichtern es, Querverbindungen herzustellen zwischen den biografischen Darstellungen dieses Buches und den forstgeschichtlichen Zusammenhängen.

Willy Leygraf

## Historisches

MAX MILLER (†) und GERHARD TADDEY (Hgg): **Baden-Württemberg.** (Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands. Sechster Band). Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage mit 12 Karten, 12 Stadtplänen, 12 Stammtafeln. Alfred Kröner Verlag Stuttgart 1980. 1029 Seiten. Leinen DM 43,–

Es ist eine Gewissensfrage für den Rezensenten, der die erste Auflage dieses inzwischen bewährten Handbuchs lebhaft begrüßt, aber hier und dort kritische Anmerkungen gemacht hat: soll er die neue Auflage loben, weil einige Anmerkungen berücksichtigt worden sind, oder soll er sie tadeln, weil immer noch hier oder dort . . . ? Fassen wir vielmehr (erneut) zusammen: ein brauchbares, nützliches, ja eigentlich unentbehrliches Buch – man sollte es unterwegs zur Hand haben, wie den Dehio, wenn man auch nur die Spur von historischem Interesse aufbringt bei Fahrten durchs Land. Die Liste der fachkundigen Autoren bietet Gewähr für verlässliche Information – leider aber auch dafür, daß immer noch ein zu großes Übergewicht bei der mittelalterlichen Geschichte, bei Burgen, Schlössern und den Geschlechtern der Herrschenden liegt, bei Dingen also, die gar nicht an diesen «historischen Stätten» manifest sind, sondern in den Archiven. Das macht es vor allem für die wissenschaftlichen Laien unter den Benutzern gelegentlich nicht gerade leicht, den Augenschein vor Ort und die hier gebotenen Informationen zur Deckung zu bringen. Aber das ist ja wohl die Frage, ob hier Fachhistoriker sich untereinander erste Informationen zuspitzen wollen oder ob ein solches Handbuch als Hilfsmittel dienen soll für möglichst viele, die sich in ihrer Heimat besser zurechtfinden wollen. (Übrigens: der Verzicht auf die Angabe der Folgen der «historischen» Verwaltungs- und Gebietsreform der frühen 70er Jahre hätte das Werk um manchen Bogen schlanker gemacht!)

Willy Leygraf

PETER LAHNSTEIN: **Württemberg anno dazumal.** Streifzüge in die Vergangenheit. 3. Auflage. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart Berlin Köln Mainz 1980. 196 Seiten, 48 Abbildungen, davon 32 farbig. Leinen DM 49,–

Da sich's schon um die dritte Auflage dieses beliebten Württemberg-Bandes handelt, sei's erlaubt, statt erneuter Würdigung und Rezension einige auch heute noch sehr bedenkenswerte Gedanken aus dem Vorwort der ersten Auflage zu zitieren: «Nicht ohne Sorgen betrachten wir unser Land. Eine außerordentlich angewachsene Bevölkerung, ein erstaunlich hoher, ständig wachsender Lebensstandard, eine unaufhaltsame, kaum nur lenkbare technische Entwicklung lassen die größeren Städte und alle Gemeinden in ihren wachsenden Einzugsbereichen überborden; ein unerhörter Straßenverkehr pulsiert in einem dichten Netz über das ganze Land und staut sich chaotisch in den Städten. Wir haben uns deshalb unbewußt daran gewöhnt, daß wir von den Straßen und Plätzen unserer alten Städte nur die oberen drei Viertel wahrnehmen – Erdgeschosse, Portale, Brunnen sind von Karosserieblech verstellt. Darüber und über vieles andere zu lamentieren

führt zu nichts. Soweit bewahrt und erhalten werden kann, fehlt es nicht am rechten Sinn und Willen; schmerzliche Ausnahmen mögen als Exempel dienen, wie man es anderswo besser macht. Man wird sogar die Behauptung wagen können, daß Gleichgültigkeit, Verständnislosigkeit, Blindheit im 19. Jahrhundert mehr an unwiederbringlichem Schönerm zerstört haben als die fürchterlichen Kriegsverwüstungen und die Folgen einer sprunghaften technischen Entwicklung im 20. Jahrhundert. «Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.» . . .

Ich möchte die Statistik nicht bemühen, um darzulegen, wieviel Autos mehr heute fahren; und wieviel Fläche grünen Landes seither mit ausgebreitetem oder aufgerichtetem Beton überdeckt worden und um wieviel der Lebensstandard gewachsen ist; und wieviel mehr Arbeiter aus fernen Ländern die schweren Arbeiten verrichten, nach denen sich kein Hiesiger mehr bückt. Wir haben unerhört viel gewonnen und unerhört viel verloren.«

**BETTINA WENKE: Interviews mit Überlebenden.** Verfolgung und Widerstand in Südwestdeutschland. (Herausgegeben von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg.) Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1980. 272 Seiten mit Dokumenten. Leinen DM 28,-

Die Autorin hat für eine Schulfunk-Sendereihe der drei südwestdeutschen Rundfunkanstalten Gespräche geführt mit einigen von den wenigen Überlebenden der nationalsozialistischen Gefängnisse und Konzentrationslager. Von 1050 nach dem Osten deportierten Juden aus Württemberg haben nur 17 Verschleppung und Lager überlebt! Neben den Juden bilden Sozialisten und Kommunisten eine weitere große Gruppe von Verfolgten; von diesen kommen hier z. B. Willi Bleicher und Julius Schätzle zu Wort.

In diesen Gesprächen werden die immer spärlicher werdenden Möglichkeiten wahrgenommen, jüngste Geschichte authentisch zu dokumentieren und den Jüngeren anschaulich, deutlich und einsehbar zu machen, was sie ohnehin nur vom Hörensagen kennen können. (Die Jüngeren blieben ja meist unbelehrt, weil die Väter vor dreißig Jahren unbelehrbar waren!)

Bettina Wenkes Buch ist jedoch auch als Heimatgeschichte zu lesen. Auschwitz, Treblinka, Majdanek sind zwar weit entfernt von unserer Region, doch auch in unserer unmittelbaren Umgebung gab es Konzentrationslager. An die erinnert höchstens eine kleine Gedenktafel, ein Friedhof, manchmal auch ein Mahnmal, das jedoch nicht selten von den Alliierten errichtet wurde: Orte, an denen Menschen aus ganz Europa geschunden und gemordet wurden – genau wie in den großen Vernichtungslagern. Einige der Interviewpartner von Bettina Wenke waren ebenfalls in diesen Lagern eingesperrt; Julius Schätzle, der von Welzheim nach Dachau gebracht wurde, nennt sie «Stationen zur Hölle». Daß diese «Stationen zur Hölle» nicht allein in Österreich, im östlichen Polen oder in der Ukraine eingerichtet waren, sondern ebenfalls in Welzheim oder Ulm, bei Hechingen oder in Leonberg, – das sollte ins Heimatgefühl aufgenommen werden.

Kurt Oesterle

## Landes- und Ortsbeschreibung

**PHILIPP LUDWIG ADAM: Das Königreich Württemberg nebst den von ihm eingeschlossenen Hohenzollern'schen Fürstenthümern** in ihren Naturschönheiten, ihren merkwürdigen Städten, Badeorten, Kirchen und sonstigen vorzüglichen Baudenkmalen für den Einheimischen und Fremden dargestellt. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1841, erschienen im Verlag der Stettin'schen Buchhandlung Ulm. Verlag Wolfgang Weidlich Frankfurt 1980. 122 Seiten, 48 Bildtafeln. Numerierte Auflage von 950 Exemplaren. Leinen Subskriptionspreis DM 150,-, später DM 180,-

Man muß den ganzen wortreichen Titel genau lesen, um zu wissen, was einen mit diesem Buch erwartet: nicht etwa eine Landesbeschreibung, sondern eben eine Darstellung von ausgewählten Schönheiten, Merkwürdigkeiten und Vorzügen. Fast eine Anleitung für die Zeitgenossen um die Mitte des 19. Jahrhunderts, Württemberg und Hohenzollern zu bereisen von Besonderheit zu Besonderheit, die mit insgesamt 48 Abbildungen und jeweils einem Text von etwa zwei Seiten vorgestellt werden. Bei der Auswahl wie auch im Einzelnen bei der Formulierung ist durchaus subjektive Vorliebe im Spiel: mancher Ort ist gar nicht vertreten – Rottweil oder Ludwigsburg zum Beispiel – mancher gleich mit zwei Abbildungen und Texterläuterungen, und Ulm – der Verlagsort! – grad' doppelt so häufig wie Stuttgart mit Cannstatt und Rotenberg! Die Erläuterungen haben dabei – wenn sie nicht im Stil der Zeit begeistert-begeisternd die Abbildungen beschreiben – ihren Schwerpunkt vor allem im Historischen (und zwar – das versteht sich von selbst – mit dem Wissensstand und besonders im spätromantischen Ton der Zeit).

Dieser in begrenzter Auflage vorgelegte Neudruck hat für das heutige Publikum seinen Reiz und seine Bedeutung nicht so sehr als Beitrag zu Landesgeschichte oder -beschreibung, sondern als Sammlung von 48 vorzüglich reproduzierten Stahlstichen nach H. Schönfeld, E. Mauch, Emminger und anderen, die im Original kaum noch aufzutreiben oder zumindest sehr teuer geworden sind. Und so kommt den «Momentaufnahmen» aus dem 19. Jahrhundert (nicht zuletzt auch durch die Staffagen, Personen-gruppen oder durch andere Details) doch wieder ein historischer Informationswert zu, der über das kulturgeschichtliche Interesse und über das ästhetische Vergnügen an diesem Buche hinaus auch einen Beitrag zur Landeskunde erbringt.

Johannes Wallstein

**HEIMAT UND ARBEIT: Der Rems-Murr-Kreis.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1980. 688 Seiten mit 212 teils farbigen Kunstdrucktafeln. Leinen DM 49,-

Ein bißchen ein großes Wort ist es, wenn der Landrat des hier vorgestellten Kreises diese Kreisbeschreibung in der Tradition der früheren Oberamtsbeschreibungen sieht. (Es sei denn, er meinte, daß auch die von Band zu Band immer voluminöser geworden sind.) Die Bände der Reihe HEIMAT UND ARBEIT haben vielmehr inzwischen ihre ei-

gene Tradition. Und es ist nicht zuviel gesagt, wenn man in ihnen erste, weithin erkennbare Manifestationen der neuen Kreiskonstruktionen sieht. Für den Rems-Murr-Kreis ist dies besonders wichtig, weil er vereint, was früher mehr oder weniger deutlich durch geografisch bestimmte, natürliche Grenzen getrennt war, die Altkreise Backnang und Waiblingen. Die hier dokumentierte Vielfalt des Kreises ist beachtlich: Industrie und Weinbau, Gewerbefleiß und Erholungslandschaften; reiche historische Überlieferung und beachtliche moderne Entwicklungen. Die Fülle der Aspekte und Kapitel, die Vielzahl der kompetenten Autoren verbieten jede einzelne Hervorhebung; auch kritische Anmerkungen hier oder dort würden möglicherweise so ungleich treffen, daß sie nicht zu rechtfertigen sind. Wichtig ist vor allem, daß die Bewohner des Kreises ein brauchbares Hilfsmittel zur Hand haben, wenn sie sich ihrer Heimat vergewissern wollen. Besonderen Nutzen werden diese Kreisbeschreibungen – im Rems-Murr-Kreis wie anderswo – in der Hand des Lehrers haben, der seinen Schülern die Welt aus dem erschließt, was anschaulich «vor der Haustür» liegt.

Maria Heitland

WERNER KIESER, PETER FUCHS: **Neckar – Odenwald – Bauland**. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1980, 114 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen. Leinen DM 36,-

Der Band reiht sich den bereits vorliegenden dieser in lokaler Folge und ohne entsprechende Deklaration erscheinenden Reihe an: Ein Text, aus dem die Vertrautheit mit der Gegenwart und die Kenntnis der Vergangenheit sprechen, charakterisiert zunächst das Ganze des Kreises und dann abschnittsweise – den jeweiligen Bildgruppen vorangestellt – die einzelnen Verwaltungseinheiten des von Mosbach aus regierten Kreises. Funde aus der Römerzeit, Mittelalterliches und Barockes, Landschaft und Industrie – eine bunte Vielfalt wird da erkennbar. Mal zwei, drei Seiten Lobpreis idyllischer Städtchen in freundlicher Landschaft – und gleich darauf vielleicht schon sechs, acht Seiten, die an Illustrationen zu einer Schrift der zuständigen Industrie- und Handwerkskammer erinnern. Aber so bunt mischt die Geschichte des Menschen ihre Ergebnisse in ein und demselben Landkreis! Daß der Mensch dann so selten vorkommt – und wenn, dann höchstens als Staffage – auf den Industrie- wie auf den Städte- und Landschaftsbildern, das schafft und erhält Distanz. Das Nebeneinander von Text und Bildseiten der einzelnen Kapitel könnte durch ausführlichere Legenden überbrückt werden. Man sollte nicht gezwungen werden, jeden Text zu lesen, und sich beim Betrachten des Bildes orientieren können. Was aber bringt dafür eine Firmenreklame wie diese: *Heidelberger Zement gehört zu den führenden Baustoffproduzenten Europas. Das Unternehmen hat seinen Sitz in Heidelberg. In Deutschland befinden sich seine Produktionsstätten vorwiegend in der Nähe von großen Verbrauchszentren. In dem auf dem Foto abgebildeten Werk Haßmersheim wird das Halbfabrikat Klinker hergestellt*. Das Lektorat hätte dem Autor vielleicht von einer Art Baedeker-Stil abraten sollen, der zu vielen unvollendeten Sätzen führt – und nicht gar selten zu den so tiefgreifenden wie unerklärten Feststellungen, ein Ge-

bäude oder Kunstwerk sei «beachtlich», «sehenswert», «bemerkenswert», «beachtenswert», «schön» oder gar «prächtig». (Alle Beispiele, einige davon mehrfach, auf nur zwei Seiten!)

Johannes Wallstein

CLAUS GOTTLIEB (Hg): **Alt-Kirchheim in Bildern**. Verlag des Teckboten Kirchheim unter Teck 1980, 107 S.

Dieser sorgsam zusammengestellte und solide verarbeitete Bildband vornehmlich mit alten Fotografien ermöglicht einen Spaziergang durch die ehemalige württembergische Oberamtsstadt zur Zeit um die Wende zum 20. Jahrhundert und wenige Jahrzehnte danach. Gezeigt und mit knappen Erläuterungen versehen werden neben zahlreichen öffentlichen Gebäuden – u. a. Rathaus, Kornhaus, Martinskirche, Schulen – auch Privat- und Geschäftshäuser; auffallend dabei ist die große Zahl von Gasthäusern.

Die Aufnahmen geben jedoch nicht nur einen Eindruck vom damaligen Stadtbild, sondern auch – allerdings nur punktuell – vom Alltagsleben mit Straßenszenen, sportlichem Treiben und geschäftigem Handel und Verkehr. Bei der Auswahl der Abbildungen konnte nicht unsere heutige «Fachwerkästhetik» bestimmend sein, denn nahezu alle Häuser – die sich heute teils in prächtigem Fachwerk präsentieren – waren verputzt, und «Telegrafmasten» entlang der Häuserzeilen und offene Straßenkandel wären heute manchem Stadtplaner ein Dorn im Auge. Allerdings: Bäume gab es zweifellos mehr als heute an Straßen und auf öffentlichen Plätzen; und in der Lindach – dem die Stadt durchfließenden Flößchen – konnte man noch mit Genuß schwimmen; strahlende Gesichter von Badenixen in durchaus offener Badebekleidung beweisen es. Werner Frasch

GUSTAV ROTTACKER: **Arbeit ist ein großer Segen**. Serenissimus Herzog Carl Eugen, ein Hohes Consistorium und der schwäbische Dorfpfarrer Wilhelm Kohler. Verlag Konrad Theiss Stuttgart 1980, 232 Seiten, 12 Abbildungen. Leinen DM 28,-

Birkach, eine kleine Gemeinde, elf Kilometer von Stuttgart und etwa fünfhundert Meter von Schloß Hohenheim entfernt, steht im Mittelpunkt dieser Studie. Anhand verschiedener Quellentexte, die in der Regel in voller Länge und in Originalschreibweise wiedergegeben sind, wird dem Leser ein Bild des Gemeindelebens in der Zeit des zu Ende gehenden Absolutismus und der Aufklärung vermittelt; die einzelnen Texte werden von verbindenden Erläuterungen begleitet, so daß dem Leser auch die geschichtlichen Zusammenhänge leichter verständlich werden.

Im 1. Drittel des Buches wird der Kampf der Birkacher Bürger um eine eigene Kirche geschildert. Birkach unterstand als Filialgemeinde dem nahe gelegenen Plieningen und mußte bei kirchlichen Anlässen dessen Gotteshaus aufsuchen, was die Birkacher Bürger bereits seit längerem verdroß. Der rege Briefwechsel zwischen Gemeinde und Herzog Carl Eugen sowie die verschiedenen Stellung-

nahmen des Consistoriums, welches in solchen Dingen um Gutachten über die Notwendigkeit des Kirchenbaus gebeten wurde, beweisen den harten Kampf der Gemeinde um Selbständigkeit. Erst nach 50 Jahren erhörte der Herzog, beeinflußt durch Franziska von Hohenheim, die Bitte der Birkacher. 1779 wurde der Grundstein für die Kirche gelegt, die der herzogliche Hofbaumeister Reinhard Ferdinand Heinrich Fisch binnen 17 Monaten errichtete.

Der erste Pfarrer der Kirche, Magister Friderich Wilhelm Kohler war zugleich auch der Gründer der 1. Industrieschule Württembergs. Nach dem Tode von Herzog Carl Eugen, im Jahre 1793, war in Birkach großes Elend ausgebrochen, da der Nachfolger des Herzogs sich nicht wieder mit der gleichen Intensität um das Wohl und Weh seiner Bürger kümmerte. Friderich Wilhelm Kohlers Industrieanstalt sollte die schlimmsten Mißstände beseitigen und die Kinder vom Betteln abhalten.

Unter seinem Leitspruch: «Arbeit ist ein großer Segen» ist in der 2. Hälfte des Bandes seine Schrift über die Spinnanstalt zu Birkach abgedruckt. Dort findet man auch den von ihm 1794 geschriebenen «Dankbaren Nachruhm» auf Herzog Carl Eugen. – Gustav Rottacker vermittelt die allgemeinen kulturhistorischen Zusammenhänge auf anregende Art.

Carla Sappok

PAULUS WEISSENBERGER: **Eglingen.** Aus der Geschichte des Pfarrdorfes. – Verlag Hans Joachim Kopp Heidenheim 1979. 259 Seiten, 20 Abbildungen. Kartoniert.

Man muß den Untertitel richtig verstehen, wenn man dieser so liebevoll wie sorgfältig erarbeiteten und inhaltsreichen Arbeit des Neresheimer Klosterbibliothekars gerecht werden will: es handelt sich nicht um eine Geschichte der Gemeinde, sondern des Pfarrdorfes, es wird auch kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben. Die Geschichte Eglingens wird vielmehr an markanten Ausschnitten verdeutlicht – und gewißermaßen so, wie sie sich vom Pfarrhaus aus darstellt. Da nehmen verständlicherweise Kirchenbau, Kirchenweihe, Restauration des Kirchturms und Glockengeläutes, kirchliches Brauchtum und die Familie der Patronatsherrschaft nicht geringen Raum in Anspruch. Aber man täusche sich nicht: auch in recht kirchlich bestimmten Abschnitten ist ausführlich vom jeweils zeitgenössischen Leben der Leute die Rede. Und dies ist erst recht der Fall, wenn es um Frondienste, Waldweide, Handwerkerordnungen, Gemeindearme, Kriegsnotö oder um das Schulwesen geht. Wer den Verfasser kennt – etwa aus den Beiträgen zu diesen Blättern, der weiß, daß zu all diesen Themen nicht unverbindliche Erzählungen oder unbelegte Deutungen zusammengetragen werden, sondern Fakten aus Urkunden und Archiven. Und diese Fülle der verbürgten Fakten, die macht ein solches Buch gleichermaßen aufschlußreich für die Betroffenen aus dem Umkreis der Gemeinde wie für diejenigen, die im überschaubarem Umkreis eines Dorfes erfahren wollen, wovon denn das Leben bestimmt war in einem solchen Dorf zur Zeit der Reformation, im 18. oder 19. Jahrhundert. Willy Leygraf

## Aus der Wirtschaftsgeschichte

PETER BORSCHIED: **Textilarbeiterschaft in der Industrialisierung.** Soziale Lage und Mobilität in Württemberg. (Industrielle Welt, Band 25) Verlag Klett-Cotta Stuttgart 1978. 584 Seiten, 107 Abbildungen. Leinen.

Die Industrialisierung brachte nicht nur technisch-wirtschaftliche, sondern gleichzeitig auch außerökonomische, das heißt gesellschaftliche oder soziokulturelle Veränderungen, die in gegenseitiger Wechselbeziehung regelnd und bestimmend aufeinander einwirkten; Bevölkerungswachstum, Verstädterung, der technische Fortschritt und die soziale Stellung selbst wurden alle in den Wachstumsprozeß hineinverwoben.

In der vorliegenden Studie wurde erstmals der Versuch unternommen, die Lage der Haushalte verschiedener Berufsgruppen im Verlauf der Industrialisierung zu bestimmen und zu verfolgen. Durch die Heranziehung von Notariatsakten, insbesondere der Inventuren und Teilungen, konnten wertvolle sozioökonomische Daten gewonnen werden. Durch die Verknüpfung von biographischen Daten wie etwa Beruf, soziale und geographische Herkunft, Alter sowie Konubium mit Angaben zur materiellen Situation der einzelnen Arbeiter und ihrer Familien lassen sich infolge der hohen Zahl von Individualdaten soziale Verhaltensweisen und die Gründe, die zu diesem Handeln führten, auf anschauliche und klare Weise belegen. Um die Fülle des Materials erschöpfend auszuwerten, war der Einsatz der EDV unumgänglich. So konnten mit Hilfe der Elektronik Analysen mehrfaktoreller Zusammenhänge ermöglicht werden. Insgesamt wurden ca. 2000 Familien und über 3000 Einzelakten erfaßt. Der Verfasser hat mit der Textilindustrie den klassischen Sektor im Industrialisierungsprozeß behandelt, der für das Königreich Württemberg als Leitsektor anderer Industriezweige dienen kann. Untersucht wurde die gesamte hauptberufliche Textilarbeiterschaft für die Jahre 1810 bis 1914 in den Gemeinden Esslingen, Kuchen, Liebenzell, Gerstetten und Isny. Mit der Auswahl dieser fünf Gemeinden, die hinsichtlich der Sparten und Produktionsformen durchaus typisch für Württemberg sind, konnte zwar die gesamte Palette unterschiedlicher Betriebs-, Organisations- und Produktionsformen sowie die sich daraus ergebende berufliche Stellung der arbeitenden Menschen weitgehend berücksichtigt werden, jedoch erfuhren die regionalen Verschiedenheiten keine Berücksichtigung. Zur Verifizierung der vorliegenden Aussagen bedarf es daher noch ergänzender quantitativer Forschungen.

Nach einem allgemeinen Überblick über die Entwicklung der württembergischen Textilindustrie und einer Charakterisierung der fünf näher untersuchten Fabrik- und Heimwebergemeinden befaßt sich der Verfasser mit der geographischen Herkunft der Arbeiterschaft. Die Frage nach der vehement einsetzenden Binnenwanderung wurde durch eine Gegenüberstellung der Mobilen mit den Seßhaften bei gleichzeitiger Einbeziehung verschiedener Indikatoren gelöst. Auf diese Weise konnten wichtige Primärgründe für die Abwanderung bzw. Seßhaftigkeit gewichtet und in die Rahmenbedingungen eingeordnet

werden. Der Behandlung der geographischen Herkunft schließt sich die Frage nach der sozialen Herkunft sowie dem sozialen Verhalten an. Durch Gegenüberstellung von Heimarbeitern zu Fabrikarbeitern bzw. Manufakturarbeitern entstanden Kontrastgruppen, die helfen, typische Merkmale und Gründe für eine soziale Mobilität transparent zu machen. Die Partnerwahl bildete einen weiteren Schwerpunkt der Untersuchungen. Durch die Einbeziehung der Kinder- und Schwiegersohnberufe konnte die Inter-Generationen-Mobilität über drei Stufen von den Großeltern über die Eltern bis auf die Kinder verfolgt werden. Dem Verfasser gelang es, die soziale Lage von Heim- und Fabrikarbeitern ausführlich darzustellen. Eine Analyse der materiellen Lage aller Arbeitsgruppen während der verschiedenen Stadien ihres Lebens bildete den zentralen Teil dieses Kapitels.

Insgesamt liefert diese Arbeit durch ihre hohe Informationsdichte und ihrem soliden methodischen Ansatz einen ersten wichtigen Beitrag zur Erforschung der sozialen Lage der württembergischen Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert. Es wäre wünschenswert, daß die vorliegende Studie Nachfolger findet, um endlich vergleichende Forschungen zu ermöglichen.

Gert Kollmer

**RUDOLF LAUFER: Industrie und Energiewirtschaft im Land Baden 1945–1952.** Südbaden unter französischer Besatzung (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte Bd. XXVIII) Freiburg und München 1979. 411 Seiten. DM 68,-

Grundlage der Freiburger Dissertation ist das bis dahin noch unausgewertete Aktenmaterial der ehemaligen Regierung des Landes Baden, das im Staatsarchiv Freiburg lagert. Dabei kam den Archivalien des Badischen Ministeriums für Wirtschaft und Arbeit die größte Bedeutung zu. Der Verfasser wählte als zeitlichen Rahmen die Jahre 1945 bis 1952, da er die staatliche Existenz des französisch besetzten Teils von Baden bis zur Eingliederung in das Bundesland Baden-Württemberg umfaßt.

Zentraler Gegenstand der Untersuchung sind die spezifischen Bedingungen, unter denen sich der Wiederaufbau der südbadischen Industrie und Energiewirtschaft vollzog. Trotz der sachlich sehr fundierten und guten Abhandlung eines interessanten Themas, mit dem ein wichtiger Beitrag zur französischen Besatzungspolitik nach 1945 geleistet wurde, hat es der Verfasser versäumt, die Problemstellung zu präzisieren und die angewandte Methodik näher zu erläutern. Die Auswahl der beschriebenen Sektoren wird nicht begründet, weshalb sie in der Darstellung oft unverbunden nebeneinanderstehen.

Nachdem sich der erste Teil mit dem Nachkriegszustand der südbadischen Industrie und Elektrizitätsversorgung befaßt, zeigt der zweite Teil, welchen wirtschaftlichen Problemen ein Land der französischen Zone sich nach 1945 gegenübergestellt sah. Dabei nimmt die «industrielle Abrüstung» einen weiten Raum ein. Der Verfasser erkannte zu Recht, daß die tatsächliche Bedeutung der Demontage im Hinblick auf die Nachkriegsproduktion nur ermittelt werden kann, wenn der Zuwachs des Bruttoan-

lagevermögens in Rechnung gestellt wird. Er zeigte auf, daß das industrielle Bruttoanlagevermögen nach Kriegsende weit über dem von 1936 lag. Somit dürfte der Kapitalstock keinesfalls die Ursache dafür gewesen sein, daß das Produktionsniveau von 1936 erst im Laufe des Jahres 1950 wieder erreicht wurde. Als entscheidende Ursache für die sinkende Arbeitsmoral und die nachlassende Leistungskraft der Werk tätigen trug die verheerende Ernährungssituation der ersten Nachkriegsjahre nicht unwesentlich zu einer Veränderung der Produktivität in der Industrie bei.

Der Verfasser konnte den Nachweis erbringen, daß sich die positiven Impulse der Währungsreform für die Industrie in einer äußerst günstigen Absatzlage bemerkbar machten. Der nachhaltige Verkäufermarkt eröffnete den Unternehmen die Möglichkeit, durch Preissteigerungen, die über eine notwendige Anpassung an die gestiegenen Kosten hinausgingen, den völligen Kapitalmangel zu überwinden und auf dem Wege der Selbstfinanzierung die notwendigen Investitionen vorzunehmen. Arbeiten von M. Manz und W. Abelshäuser haben hier anregend gewirkt. Der Verfasser zeigt deutlich, daß der sprunghafte Produktionsanstieg unmittelbar nach der Währungsreform nur bedingt stattfand; die Zuwachsrate des industriellen Produktionsvolumens lag im zweiten Halbjahr 1948 nur um 4,2 Prozent höher als im Vorjahr. Der Produktionsstoß, der dann unter dem Einfluß der Marshallplanlieferung im ersten Halbjahr 1949 erfolgte, dokumentiert in aller Deutlichkeit die Abhängigkeit des Erfolgs der Währungsreform vom amerikanischen Hilfsprogramm gerade im Falle des Grenzlandes Südbaden.

Im dritten Teil wird das Wachstum der Industrie und Energiewirtschaft von 1949 bis zur Bildung des Landes Baden-Württemberg behandelt. Der Verfasser gibt dabei einen sehr ausführlichen und informativen Überblick über die Entwicklung der wichtigsten südbadischen Industriezweige; er weist nach, daß Kontrolle und Verwaltung der industriellen Produktion durchweg strikter und langwieriger, die Eingriffe der Besatzungsmacht in den Produktionsprozeß tiefgreifender und nachhaltiger waren als in der Bizone. Das Land Baden stand unter strengerer französischer Kuratel als die übrigen Länder der französischen Zone. Nach Ansicht des Verfassers spricht vieles dafür, daß das französische Oberkommando in Baden-Baden eine Verschärfung des Besatzungsregimes für Baden bewirkte. Es scheint, daß zwischen den französischen Besatzungsinstanzen erhebliche Spannungen bestanden. Eine endgültige Klärung dieses Problems kann aber erst erfolgen, wenn die französischen Besatzungsarchive der Forschung zugänglich sind.

Gert Kollmer

## Natur und Landschaft

**Landschaftsschutzgebiet Osterried bei Laupheim.** (Führer durch Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Band 3). Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, Institut für Ökologie und Natur-

schutz in Zusammenarbeit mit der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Tübingen Karlsruhe 1980. 78 Seiten, 20 Farb- und 14 Schwarzweißabbildungen. Broschiert DM 9,-

*Das Osterried ist das letzte flächenmäßig bedeutende Feuchtgebiet, das bei Laupheim (Kreis Biberach) im unteren Rißtal erhalten geblieben ist, ein Niedermoor, in dem auch Ansätze zum Hochmoor zu erkennen sind.*

Sehr schöne Photos findet man in diesem kleinen Bändchen – z. B. von einem Laubfrosch, von Trollblumen, Wollgras und Mehlprimel; dazu noch viele halbseitige. Auffällig viele sind es, insgesamt 32, bei nur knapp 80 Seiten Umfang des Bändchens. Sollte das daran liegen, daß zu wenig Text zur Verfügung stand, so daß man mit Bildern auffüllen mußte?

In der Einleitung nennen die Verfasser als Ziel u. a., *die hier lebenden Tier- und Pflanzengruppen* darzustellen. Man überliest es leicht: nicht Arten, sondern nur Gruppen sollen dargestellt werden. Pflanzen und Vögeln ist ein großer Raum gewidmet. Diese werden allerdings als Arten vorgestellt, unter anderem in Artenlisten. Über die Reptilien und Amphibien scheint man noch nicht sehr genau Bescheid zu wissen. Der Text zu diesen beiden Tiergruppen macht nicht einmal eine Seite aus. Als einziger Molch ist der Bergmolch aufgeführt. Die Gliederfüßer – die artenreichste Gruppe unter den Tieren – kommen auch nicht besser weg. Libellen und Schmetterlinge sind am besten untersucht, Heuschrecken, Ameisen, Fliegen nur in ganz geringem Maße und die übrigen Insekten gar nicht. Der vom Aussterben bedrohte Flußkrebs und der Steinkrebs werden kurz beschrieben. Alle übrigen Tiergruppen sind nicht erwähnt.

Ausführlicher ist der Text, der sich mit der Landschaftspflege und der Forstwirtschaft beschäftigt. Die Erläuterungen zur Geschichte und zur Geologie des Osterriedes zu Beginn des Bändchens sind ausführlich und informativ, nicht zuletzt durch drei Kartenskizzen.

Insgesamt ein schönes Bändchen. Ob man es aber in die Reihe: «Führer durch die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs» einreihen sollte, ist nicht sicher; vielleicht ist es dafür doch zu knapp ausgefallen. Werner Bils

**FRITZ HORST: Die Vögel des Odenwaldes** (Beihefte zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, Heft 18) Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg – Institut für Ökologie und Naturschutz Karlsruhe 1980. 96 Seiten, 1 Kartenausschnitt. Broschiert DM 9,-

«Rettet die Vögel – Wir brauchen sie», so lautet der Titel eines Buches, das in den letzten Jahren Aufsehen erregte. Die Autoren weisen darin nach, daß Vogelschutz nicht nur wünschenswert, sondern für den Menschen dringend notwendig ist.

Schützen und erhalten kann man jedoch nur, wenn man möglichst umfassend darüber informiert ist, was (noch) an Schützenswertem vorhanden ist; in diesem Fall: welche Vögel in einem bestimmten Gebiet vorhanden sind. Dem Ziel einer vollständigen Bestandsaufnahme von Vögeln ist

man mit dem vorliegenden Heft: «Die Vögel des Odenwaldes» ein Stück näher gekommen.

Der Autor, Fritz Horst, heute schon über achtzigjährig, hat die Vögel des Odenwaldes über 20 Jahre lang beobachtet. Leider liegen die meisten Beobachtungen schon etwa 40 Jahre zurück. Horst geht jedoch in den einzelnen Kapiteln auf Veränderungen – vor allem in den sechziger Jahren – ein, wenn auch nicht auf Grundlage genauer Einzelbeobachtungen, sondern durch Schilderungen der Auswirkungen von Landschaftsveränderungen, wie z. B. der Kanalisierung des Neckars.

Besonders eingehend hat F. Horst die Gebiete folgender Landkreise (alter Einteilung) untersucht: Erbach, Mosbach, Heidelberg, Bergstraße und Sinsheim und den Süden des Kreises Dieburg. Zur Beschreibung des gesamten Beobachtungsgebietes dienen kurze Kapitel über die Geologie, das Klima, die Pflanzenwelt, die Landwirtschaft und über «Die übrigen Wirbeltiere». Die Beobachtungsorte lassen sich auf einer zweiseitigen Karte wiederfinden. 217 Vogelarten hat F. Horst beobachtet. Sie sind in einer Artenliste aufgeführt, jeweils mit Angaben, ob es sich um Brutvögel, Durchzügler o. ä. handelt. Die anschließende Beschreibung jeder einzelnen Art gibt genaue Daten zu Zeit, Ort und Umständen der Beobachtung. Meistens sind auch wenige Sätze zur Lebensweise des Vogels hinzugefügt.

Sicherlich ist diese Untersuchung ein wichtiges Dokument, an Hand dessen Veränderungen in der Vogelwelt festgestellt werden können, eine Arbeit, die notwendig ist, wenn man der Aufforderung «Rettet die Vögel» nachkommen will.

Werner Bils

## Aus dem bayerischen Schwaben

HEIMATBUND ALLGAU (Hg): **Allgäuer Geschichtsfreund**. (Blätter für Heimatforschung und Heimatpflege, Nummer 80). Verlag für Heimatpflege Kempten 1980. 112 Seiten. Broschiert

Die Nachbarn im bayerischen Allgäu legen wieder einen vielfältigen Band ihrer «Blätter» vor: Ludwig Dorn untersucht die «Liebfrauenkaplanei bei St. Mang in Kempten im 14. und 15. Jahrhundert» und bis in die Reformation hinein und gibt dabei interessante Auskünfte über die Einnahmen der Kapläne. – Walter Schneeberger schildert die «Vermittlungsverhandlungen in der Gemeinde Weitnau von 1841 bis 1869», aus denen sich wichtige Rückschlüsse ergeben auf die Lebensverhältnisse der ländlichen Gemeinde im 19. Jahrhundert. – Wilhelm Liebhart berichtet über «Kardinal Peter von Schaumberg (1424–1464) und die Nesselwanger Marktrechtsverleihung (1429)». – Richard Dertsch setzt sich kritisch mit der Überlieferung auseinander, nach der das Kaufbeurer Tänzelfest vom «Kaiser» Maximilian im Jahre 1497 gestiftet worden sei. – Martin Ruf OSB stellt «Eine Chronik der Fürstabtei Kempten aus dem 18. Jahrhundert» vor. – Dagobert Kraeling steuert unter dem Titel «Kantig wie ein Allgäuer Berg. Josef Edmund Jörg zum Gedenken» einen Artikel bei, der

ein Licht wirft auf die kirchenpolitische Situation in den Jahren 1848–1866. – Vom «Allgäuer Bauernkrieg von 1525» schließlich berichtet Wolfgang Petz; seine Ausführungen bezeichnet er wohl zu bescheiden als «Bemerkungen zum gegenwärtigen Forschungsstand».  
Johannes Wallstein

HANS FREI und STEFAN VOGEL: **Lebendiges Schwaben.** Vom Ries zum Allgäu, Brigg Verlag Augsburg 1980. 180 Seiten, 200 Farbbilder. Leinen DM 49,80

Für den, der im Textautor Hans Frei nicht gleich den Heimatpfleger des bayerischen Regierungsbezirks Schwaben erkennt, macht es der Untertitel deutlich: nur das weißblaue Schwaben ist gemeint. Aber dieses bayerische Schwaben muß man nun schon beneiden ob solcher anschaulicher landeskundlicher Gesamtdarstellung! Hier werden nicht nur die Anforderungen und Ansprüche an einen repräsentativen Bildband erfüllt: Auswahl und Zusammenordnung der Bildmotive entsprechen der im Text gebotenen Informationsdichte, die auch in den knapp, aber treffend hinweisenden Bildlegenden vorherrscht. In acht «Studiengängen» wird der Bezirk dem Interessierten aufgeschlossen: *Das Bild der Landschaft* (vom Jura und dem Ries über das Donautal, die Moränenlandschaft bis zu den Alpen) / *Prägende Kräfte der Geschichte* (von Alamannen und Römern über staufische Ministeriale bis zu den Bayern-Königen) / *Kunst in Kirchen und Klöstern* / *Städte mit Tradition und Zukunft* / *Wovon die Schwaben leben* (mit deutlichen Hinweisen auf die Anfänge und Vorformen heutiger Industrie- und Wirtschaftstätigkeit) / *Haus, Hof und Flur – Die ländliche Kulturlandschaft* / *Wie es in Schwaben der Brauch ist* (mit der nötigen Skepsis gegenüber allem Folklorismus) und *Hier läßt sich's leben* (mit Hinweisen auf Erholungs- und Freizeitwerte). Ein Ortsregister und Literaturhinweise ergänzen die Darstellung. – Ob eine Übersichtskarte (etwa auf dem Vorsatz) oder gar deren einige (Landschaft, Geologie, politische Gliederung um 1800, Raumordnungskarte mit Hinweisen auf zentrale Orte und Verkehrswege) notwendige Ergänzung oder nur üppige Bereicherung geboten hätten –, das mag sich je nach Benützer so oder so beantworten.

Maria Heitland

## Verschiedenes

WERNER MARSCHALL: **Geschichte des Bistums Breslau.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1980. 230 Seiten, 73 Abbildungen. Leinen DM 38,–

«Überblick» und «Hauptthema» einer fast 1000jährigen Bistumsgeschichte» wollte der Verfasser – geboren 1927 in Oppeln, seit 1976 Professor für Kirchengeschichte an der Universität Freiburg – einem breiten Publikum und vor allem den Priestern und interessierten katholischen Gläubigen aus dem Erzbistum Breslau mit diesem Buch in die Hand geben. Mit dieser Zielgruppenbestimmung ergab sich – neben der äußerst ungünstigen Quellenlage – eine weitere Schwierigkeit: Die Daten, Fakten und Zusammenhänge der Geschichte mußten nicht nur so präzise und verlässlich

wie möglich, sondern auch zugänglich für ein breites Publikum dargeboten werden. Diesem Anspruch wird der Autor vor allem dadurch gerecht, daß er Geschichte sozusagen erzählt, dem Ablauf der Jahre und der Abfolge der Personen nach. Analyse und Interpretation treten daneben zurück. Wohl klingen immer wieder einmal – zum Beispiel im Umkreis von Reformation, Aufklärung, Säkularisation, Mischehenstreit, Kulturkampf, Weimarer Republik – Wertungen an, die der Leserschaft, wie der Autor sie vor allem ansprechen möchte, ganz selbstverständlich sein mögen; der nicht betroffene, aber interessierte Leser würde da gerne differenziertere und weniger parteiliche Abwägungen lesen. Denn es ist auch für den nicht-katholischen Nicht-Schlesier nicht unwichtig, sich mit diesem Teil europäischer Geschichte auseinanderzusetzen; durch solche gelegentlichen Irritationen sollte er sich jedoch nicht abhalten lassen. – (Wer eine kritische Auseinandersetzung mit dem nicht unumstrittenen Verhalten des Breslauer Kardinals Adolf Bertram zwischen 1933 und 1945 erwartet hat, der möge bedenken, daß diese eher in einer Geschichte des gesamten deutschen Episkopats in jener Zeit stattfinden müßte als in einer Geschichte des Bistums Breslau.) Den eigentlichen Adressaten – *Menschen, die ihre alte Heimatdiözese bewußt erfahren und mitgestaltet haben* – hat der Autor jedenfalls wesentliche Fakten und Zusammenhänge der verlorenen Heimat auf eindringliche Weise dargestellt.

Maria Heitland

KARL BOHNENBERGER (Hg): **Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg.** Glaube – Brauchtum – Heilkunde. (Landesstelle für Volkskunde Stuttgart/Württ. Landesmuseum Stuttgart: Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg, Band 5). Müller & Gräff Stuttgart 1980 (3. Auflage). 331 Seiten, 8 Farbtafeln, 62 Karten. Leinen DM 40,–

Das zuletzt 1963 erschienene Werk hat sich – wie die anhaltende Nachfrage erweist – als ein Quellenwerk für das volkstümliche Leben in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts erwiesen. Neu an dieser Ausgabe der ursprünglich in den Württembergischen Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde erschienenen Aufsätze sind die Illustrationen – Farbtafeln aus der Reihe «Ländliche Gebräuche in Württemberg», die nach Johann Baptist Pflug lithografiert worden sind – sowie Karten der 62 einstigen württembergischen Oberämter. Zwar wurden diese für die Reproduktion verkleinert, so daß der jeweils angegebene Maßstab nicht mehr stimmt, aber sie erlauben doch – besonders dann, wenn man sie zusammen mit dem für diese Ausgabe völlig neu erarbeiteten Ortsverzeichnis benützt – eine genaue räumliche Orientierung und Einordnung dessen, was hier mitgeteilt wird. *Aus Glauben und Sage / Festgebräuche / Sitte und Brauch in der Landwirtschaft / . . . bei Geburt, Taufe und in der Kindheit / Hochzeitsgebräuche / . . . bei Tod und Begräbnis / Volksheilkunde* – dies sind die Themenbereiche, von denen die Rede ist.

Schon allein die Aufzählung dieser Hauptüberschriften macht erkennbar, wie umfassend die volkstümlichen Lebensumkreise erfaßt sind. Die Vermutung trägt nicht, daß

aus einer solchen Schilderung der Bräuche bei bestimmten Anlässen Rückschlüsse gezogen werden können auf Bedingungen und Formen des Zusammenlebens in Familie, Jahrgang, Gemeinde. Aber auch der zu ihrer Zeit erkennbaren Veränderungen sind sich die Autoren (K. Bohnenberger, R. Kapff, A. Eberhardt und H. Höhn) durchaus bewußt; sie lassen die Ursachen, Bedingungen und Akzente dieser Veränderung nicht außer Betracht – ebenso wenig wie etwa die in Besitz oder Bildung (oder in beidem) begründeten Unterschiede der Verhaltensweisen in verschiedenen Landesteilen (Anerben- oder Realteilungsgebiete!) oder in verschiedenen sozialen und wirtschaftlichen Schichten.

Johannes Wallstein

CHARLOTTE ANGELETTI: **Geformtes Wachs.** Kerzen, Votive, Wachsfiguren. Aufnahmen von HELGA SCHMIDT-GLASSNER. Verlag Georg D. W. Callwey München 1980. 185 Seiten, 300 einfarbige, 20 vierfarbige Abbildungen. Linson DM 79,-

Titel und Untertitel sagen wenig über die Vielfalt, die einem hier begegnet. Das reicht von mittelalterlichen Siegeln und Schreibtafeln bis zu eher modischen Zierkerzen, von Cellini bis zum Panoptikum, von Krippenfiguren bis zu anatomischen Modellen. Die zahlreichen Fotos vermitteln eine lebendige Anschauung von dieser in Wachs geformten Vielfalt. Der einleitende Text führt über diese Anschauung weit hinaus, indem er nicht nur die Zusammenhänge der Geschichte von Kunst und Volkskunst und – nicht zuletzt – der Volksfrömmigkeit deutlich macht, sondern auch die Techniken und die Geschichte der Wachs bildneri von den antiken Anfängen an ausführlich darstellt. Dazu gehört die Schilderung der «Zeidlerei im Nürnberger Reichswald» so sehr wie der «Blick in einen Münchner Wachszieherladen» unserer Tage. Man erkennt, daß manch modischer Schnickschnack fast so etwas wie Fortführung uralter Traditionen ist – nur daß der Zusammenhang mit diesen Traditionen (und damit oft auch die stilistisch-ästhetische Sicherheit und Qualität) irgendwann verlorengegangen ist.

Maria Heitland

SIEGFRIED BLUTH: **Was Schwaben so alles können.** Das schwäbische Buch der Rekorde. J. E. Steinkopf Verlag Stuttgart 1980. 128 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Leinen DM 12,60

Seit Radio nicht mehr nur zum Zuhören, sondern auch zum Anfassen sein soll, fällt den Rundfunkleuten immer wieder Wunderliches ein, um ihr Publikum zu Mitmachreaktionen zu motivieren. Manchmal ist das ganz spaßig. So riefen z. B. die Leute von der Landesredaktion des Süddeutschen Rundfunks dazu auf, «schwäbische» Rekorde aufzustellen und zusammenzutragen. Hier ist das Ergebnis. Gleich zweimal erscheint der Stammesname im Titel: Was wir Schwaben doch für Kerle sind! Ja, Kerle; denn Frauen sind selten vertreten in dieser Sammlung. (Was ausnahmsweise nicht unbedingt negativ gedeutet werden muß.)

Besonders originell: Ein «Rekordverzeichnis» am Schluß

führt die Disziplinen noch mal genau in der gleichen alphabetischen Reihenfolge auf, in der sie auf den Seiten vorher abgedruckt werden!

Maria Heitland

MICHEL R. BUCK: **Medizinischer Volksglauben und Volksaberglauben aus Schwaben.** Eine kulturgeschichtliche Skizze. Faksimiledruck nach dem Original von 1865. Ulrich Riedlingen 1980. 72 Seiten, Leinen DM 12,80

MICHEL R. BUCK: **Auf dem Bussen.** Faksimiledruck nach dem Original von 1886. Ulrich Riedlingen 1980. 51 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen, Leinen

Michel Buck (1832–1888) war nicht nur Mundartdichter (den entdecken manche zur Zeit mit großem Erstaunen, als ob er verschollen gewesen wäre), sondern vor allem Arzt, zuletzt Oberamtsarzt in Ehingen an der Donau. Und nicht zuletzt war er auch noch ein nicht unbedeutender volks- und landeskundlicher Forscher und Autor: Schon in verhältnismäßig jungen Jahren sammelte er Sprüche und Redensarten seiner oberschwäbischen Landsleute; mit zusammen Anton Birlinger arbeitete er an der Sammlung »Volkstümliches aus Schwaben«, in Zeitschriften trifft man hier und dort auf landes- und volkskundliche Aufsätze von ihm.

Zwei schmale Bändchen, die unlängst bei Ulrich in Riedlingen erschienen sind, machen jetzt zwei dieser Arbeiten Michel Bucks wieder zugänglich. Da ist zum einen die zuerst 1865 in Ravensburg erschienene *kulturgeschichtliche Skizze* «Medizinischer Volksglauben und Volksaberglauben aus Schwaben» und zum anderen die als *Kulturgeschichtliche Rundschau*. «Auf dem Bussen», die 1886 in den «Württembergischen Neujahrsblättern» erschienenen ist. In beiden Fällen handelt es sich um Reprints, um fotomechanische Nachdrucke, die also mehr oder weniger deutlich den Ton der Zeit auch im Druckbild mitschwingen lassen. Im zweiten Falle – «Auf dem Bussen» also – hat sich der Verlag freundlicherweise entschlossen dem eigentlichen Nachdruck eine kleine Einleitung voranzustellen – mit einem Gedicht, mit Hinweisen auf Ertingen, mit einigen Fotos, die an die Zeit des Autors heran und in den Umkreis seines Lebens führen.

Der Text gibt ein genaues Bild seiner Zeit und der unmittelbaren Vergangenheit, die damals noch durch direkte Überlieferung vergegenwärtigt werden konnte. Und nicht etwa trotz, sondern gerade wegen des gelegentlich sehr poetischen Tons kann dieses Bändchen auch heute dem gutwilligen Leser noch diejenigen Dienste leisten, zu denen Buck es damals bestimmt hat: *Von der Zinne dieses Turmes aus möchte ich dir, lieber Freund, der du dein Heim am rebengesegneten Neckarstrande weißt, diese meine Heimat, das Oberland, zeigen . . .*

Dagegen gibt sich Buck in der Abhandlung über «Medizinischen Volksglauben und Volksaberglauben» nun gar nicht poetisch, sondern als aufgeklärter Naturwissenschaftler, der sich für volkskundliche Zusammenhänge interessiert.

Zuerst werden «die Leute» selber beschrieben nach Lebensart und -umständen. Dann folgen die volkstümlichen Bezeichnungen der Körperteile und ihrer Krankheiten,

die Heilmittel, die Segen und Sprüche gegen mancherlei Krankheiten, und schließlich ist noch von der Hausapotheke, von der volkstümlichen Wundarznei die Rede. Und dies alles immer auch so, daß die mundartliche Form mit dargestellt wird, in der Glaube und Aberglaube ihren Niederschlag finden. Daß der Herr Oberamtsarzt nicht gar sehr glücklich ist, wenn die Leute immer noch den geheimen Kräften lieber vertrauen als den ausgebildeten Ärzten, wird in recht gereizten Tönen deutlich: *Die menschlichen Heiler, Wunderdoktoren, Kogenschlicker, Seichgucker, Brunzdoktoren, haben häufig stärkeren Zulauf als alle Heiligen.* Oder wenn er über die hohe Kindersterblichkeit in Oberschwaben nachdenkt: *Ursache derselben ist die unzweckmäßige, naturwidrige, künstliche Auffütterung der Kinder, da fast in ganz Oberschwaben die Unsitte herrscht, den Neugeborenen die Muttermilch zu versagen . . . Wo die alten Hebammen, welche die Haupturheberinnen dieser möderischen Kinderernährung sind, den Wahn hergenommen haben, daß die Weiber, welche ihre Kinder selbst stillen, an der Schwindsucht zu Grunde gehen, ist mir bekannt.*

Doch genug des Blätterns und Zitierens: Nur noch die Bitte an den Verleger zuletzt, er möge fürderhin nicht mehr darauf verweisen, die Gedichte Michel Bucks seien zuletzt 1952 erschienen, sondern uns eine neue/alte Ausgabe schenken, an der man dann ebenso viel Freude wird haben können wie an den beiden hier angezeigten Bänden.

Willy Leygraf

## Weitere Titel

GESCHICHTS- UND ALTERTUMSVEREIN AALEN e. V. (Hg): **Aalener Jahrbuch 1980.** Bearbeitet von Karlheinz Bauer. Konrad Theiss Verlag Aalen und Stuttgart 1980. 262 Seiten, zahlreiche Abbildungen, einige farbig. Broschiert DM 25,-

JOSEF WEIK: **MdL und Landtagsgeschichte von Baden-Württemberg 1945–1980.** Biographisches Gesamtverzeichnis der Abgeordneten der Länder Baden, Württemberg-Baden, Württemberg-Hohenzollern 1946–1952, Baden-Württemberg 1952–1980 (Stand November 1980). Herausgegeben vom Landtag von Baden-Württemberg 2. ergänzte Auflage 1980. Klett-Cotta Stuttgart 1980. 269 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert DM 25,-

**Kirche am Oberrhein.** Festschrift für WOLFGANG MÜLLER. (Freiburger Diözesan-Archiv. Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins für Geschichte, christliche Kunst, Altertums- und Literaturkunde des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung der angrenzenden Bistümer, 100 Band. Dritte Folge, zweiunddreißigster Band). Verlag Herder Freiburg 1980. 594 Seiten, zahlreiche Abbildungen, davon 2 farbig. Broschiert

DR. THEO KIEFNER: **Die Waldenser.** Kurzer Überblick über ihre Geschichte mit 24 Bildern und 3 Karten. Herausgegeben und zu beziehen von der Deutschen Waldenservereinigung e. V. 7136 Ötisheim-Schönenberg, Arnaudhaus. 80 Seiten. Broschiert DM 5,-

WILHELM KOHLHAAS: **Wachtmeister Peter mit und gegen Napoleon.** Mit 63 Bildern nach Lithographien von C. W. Faber du Faur und anderen. J. F. Steinkopf Stuttgart 1980. 120 Seiten. Leinen DM 39,-

HANS LEOPOLD ZOLLNER: **Greif und Zarenadler.** Aus zwei Jahrhunderten badisch-russischer Beziehungen. Badenia Verlag Karlsruhe 1981. 224 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Leinen DM 28,-

SIEGFRIED KUNKELE und JOSEF SCHILLINGER (Hg): **Naturschutzrecht in Baden-Württemberg.** Textausgabe. 3. Auflage. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1980. 340 Seiten. Kartoniert DM 29,80

WOLFGANG STAMMLER (Hg): **Damals für Heute.** Historisches und Nachdenkliches zum 150jährigen Bestehen des Verlages. Verlag Fleischhauer & Spohn Stuttgart 1980. 128 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Pappband

HERMANN WAHL (Hg): **Pforzheimer Geschichtsblätter Folge V.** Selbstverlag der Stadt Pforzheim (1980). 216 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Pappband

KARL EHMANN: **Die Geschichte des Dorfes Brötzingen.** Verlag Stark-Druck Pforzheim 1980. 191 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Pappband

MICHAEL WITSCHEL: **Xerothermvegetation und dealpine Vegetationskomplexe in Südbaden.** Vegetationskundliche Untersuchungen und die Entwicklung eines Wertungsmodells für den Naturschutz. (Beihefte zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, Heft 17). Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg – Institut für Ökologie und Naturschutz – Karlsruhe 1980. 212 Seiten, 13 Farb- und 18 Schwarzweißabbildungen, 39 Tabellen (davon 5 als Beilage). Broschiert DM 19,50

HELMUT SAUTER/HANS-JÜRGEN KROHN: **Landesbauordnung für Baden-Württemberg:** Textausgabe 7. Auflage. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1981. 244 Seiten. Kartoniert DM 19,80

ANNEMARIE ARMBRUSTER: **Träume, die der Wind verweht.** Roman. Stieglitz-Verlag E. Hädle Mühlacker 1981. 328 Seiten. Leinen DM 26,80

LEONIE JANSSON: **Vom Zauber alter Kacheln.** Fliesen, Kacheln, Kachelöfen. Verlag Rombach Freiburg i. Br. 1980. 80 Seiten, über 100 vierfarbige und einfarbige Abbildungen. Efaln DM 19,80

FRANZ GEORG BRUSTGI: **Geruhsam wars im Lande nie.** Schwäbisch-alemannische Geschichten aus hundert Jahren. Mit einem Nachwort von Emil Wezel. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1980. 340 Seiten. Leinen DM 29,50

THEA BELLM: **Vier im Nest.** Notierte Erlebnisse mit Kindern, heiter illustriert von Richard Bellm. Verlag Herder Freiburg i. Br. 1980. 160 Seiten. Broschiert DM 6,90

KARL GÖTZ (Hg): **Das frohe Jahr.** ein ganzes Buch voll heiterer Geschichten und vielerlei Weisheiten zum Lesen und Vorlesen, zum Frohwerden und Frohmachen. Verlag Stieglitz – E. Hädle Mühlacker 1980. 494 Seiten. Efaln DM 24,80

KURT HALLER: **Heuduft und Kartoffelfeuer.** Ein Tierarzt erzählt. Roman. Albert Müller Verlag Rüschlikon-Zürich. Stuttgart. Wien 1980, 216 Seiten. Leinen DM 26,80

## SCHWÄBISCHER HEIMATBUND

Einladung zur  
Mitgliederversammlung  
1981

Samstag, 3. Oktober 1981  
15.30 Uhr

Biberach an der Riß  
Stadthalle, Kleiner Saal

### Tagesordnung:

1. Tätigkeitsbericht  
des Vorsitzenden
2. Kassenbericht  
des Schatzmeisters
3. Prüfungsbericht  
des Kassenprüfers
4. Entlastung
5. Wahl des Vorstandes
6. Verschiedenes

Der Vorsitzende  
gez. Prof. Willi Birn  
Regierungspräsident i. R.

### Die Weißenhofsiedlung weiter in der Diskussion

(sh) Auf den Brief, den der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES Prof. Willi K. Birn im November des vergangenen Jahres an den Oberbürgermeister der Landeshauptstadt Stuttgart Manfred Rommel gerichtet hat (vgl. Heft 1/1981, S. 70), kam prompte, eindeutige – aber deshalb nicht unbedingt zufriedenstellende – Antwort des Stuttgarter Stadtoberhauptes: . . . *Ich habe den Appell des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, die Stadt Stuttgart möge die Weißenhof-Siedlung zurückerwerben, um sie instand zu setzen, zur Kenntnis genom-*

*men. Die Stadt Stuttgart ist jedoch hierzu nicht in der Lage. Der Rückerwerb der Weißenhof-Siedlung und die Wiederinstandsetzung würden rund 20 Millionen DM kosten. Der Bund ist Eigentümer dieses Kulturdenkmals von hohem Rang. Er muß als Eigentümer dieses Kulturdenkmals dadurch mit gutem Beispiel vorangehen, daß er es im ursprünglichen Zustand wiederherstellt. Die Stadt Stuttgart hat sich bereit erklärt, dem Bund hierzu einen Zuschuß von 3 Millionen DM zu bezahlen. Die Situation ist nicht so, daß dann, wenn der Staat gewisse öffentliche Aufgaben nicht mehr erfüllen möchte, die Gemeinden bereitstehen, um sie zu übernehmen. Dafür haben Sie sicherlich Verständnis.*

Es ist nicht schwer, dieses Verständnis aufzubringen: Was man von jedem einzelnen Bürger erwartet – daß er nämlich im Sinne der sozialen Pflichtigkeit des Eigentums handelt und ein in seinem Eigentum befindliches Kulturdenkmal im Rahmen des Zumutbaren angemessen erhält –, das sollte man dem Staat nicht unbedingt erst abverlangen müssen. Nur: vor allem für Stuttgart hat der Weißenhof baugeschichtliche und städtebauliche Bedeutung und Funktion. Es könnte da wenig helfen, wenn die Stadt nun rings um die Siedlung Schilder aufstellen wollte mit der Aufschrift: *Achtung! Sie verlassen (in Bezug auf Art. 14,2) den Geltungsbereich des Grundgesetzes!* Erhaltung oder Zerstörung der Weißenhofsiedlung geschieht in Stuttgart und nirgendwo sonst. Und wenn neuerdings der Bund erklärt hat, das ungeliebte Kind weiter in der Obhut zu behalten, ohne jedoch Mittel für die Wiederherstellung oder auch nur für eine Grundlagenuntersuchung dazu in den Haushalt einzustellen, dann muß die Frage erlaubt sein, woran – außer an den Mieteinnahmen – dem Bund gelegen ist. Sollte man den einfachsten Weg gewählt haben: Gar nichts tun und abwarten, bis der Abbruch unvermeidbar geworden ist . . . ? Auf derartiges Eigentümerverhalten aber –

und zumal bei einem so wichtigen Ensemble – ein Auge zu haben, das ist sehr wohl eine unabweisliche Aufgabe der betroffenen Gemeinde!

### Nachtrag in Sachen Hoppenlaufriedhof

(sh) Als das vorige Heft der SCHWÄBISCHEN HEIMAT schon in Druck gegangen war, kam die Nachricht, daß der Hoppenlaufriedhof nicht mehr gefährdet sei: In der letzten Sitzung des Jahres 1980 hat der Stuttgarter Stadtrat der Verwaltung den Auftrag gegeben, sich um die Eintragung des Friedhofs in das Denkmaltuch und um seine Wiederherstellung zu bemühen. Außerdem soll dafür gesorgt werden, daß die Baumassen des geplanten Kongreßzentrums die Atmosphäre des historischen Gräberfeldes nicht stören, indem sie etwa den Friedhof zu einem Hotelgarten oder zu einem Kongreßpauzenhof umfunktionieren.

### Zur Diskussion um Herrenhaus und Gerberviertel in Geislingen/Steige

(sh) Von Geislinger Bürgern – vor allem vom Kunst- und Altertumsverein Geislingen/Steige – wurde der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND aufmerksam gemacht auf die derzeit in Geislingen geführte Diskussion um das «Herrenhaus» und um das Gerberviertel (Ledergasse). Der Vorstand hat aufgrund vorliegender Berichte und z. T. nach Augenschein diese Probleme diskutiert und sich in einem Vorstandsbeschluß vom 10. Februar 1981 die Argumente zu eigen gemacht, wie sie in der Entschließung des Kunst- und Altertumsvereins Geislingen/Steige vom 1. Dezember 1980 zusammengetragen worden sind:



# LBS

Landesbausparkasse  
Württemberg

Bausparkasse der Sparkassen



**DIE MEISTEN  
BAUHERREN IN  
WÜRTTEMBERG  
VERWIRKLICHEN  
IHRE PLÄNE MIT  
UNS.**

Die LBS ist die Nr. 1 bei der Bausparfinanzierung in Württemberg. So viel Erfolg hat viele Gründe: Unser günstiges Bauspardarlehen, die Finanzierung aus einer Hand zusammen mit der Sparkasse, das umfassende Service-Programm, und unsere Kundennähe lösen alle Probleme.

**LBS. Wir geben  
Ihrer Zukunft ein Zuhause.**

Unser Verbund – Ihr Vorteil

Sparkasse  Landesbank  
Landesbausparkasse  
Sparkassen-Versicherung

Namen und Anschriften unserer LBS-Berater und deren Beratungsstellen entnehmen Sie bitte Ihrem örtlichen Fernsprechbuch, Ihrem Gemeindeblatt, sowie unseren monatlichen Sprechtagankündigungen in der Tagespresse. Auch alle Sparkassen mit ihrem Zweigstellennetz stehen Ihnen für Auskünfte und Beratungen zur Verfügung.

## **DB** Touristik '81

Hinaus in die Ferne,  
mit Sonderzügen der **DB**



Unser Sonderfahrtenprogramm enthält wieder viele Ein- und Mehrtagesfahrten in landschaftlich sehr schöne Zielgebiete.

Hier ein Auszug aus unserem Programm  
«Der schöne Tag» für Wanderfreunde:

**Freitag, 1. Mai, von Göppingen nach  
St. Gallen/Appenzell**

**Donnerstag, 18. Juni, von Wendlingen (N) nach  
Bad Griesbach**

**Samstag, 27. Juni, von Weil der Stadt zum Spieß-  
bratenfest nach Idar-Oberstein**

**Sonntag, 12. Juli, von Gaildorf nach Kufstein/Tirol**

**Sonntag, 26. Juli, von Herrenberg nach  
Oberstdorf**

Diese Sonderzüge halten auf mehreren Bahnhöfen des Stuttgarter Raumes und im Zielgebiet zum Ein- und Aussteigen. Verlangen Sie bitte bei unseren Mitarbeitern an den Fahrkartenschaltern unsere Jahresprogramme.



Generalvertretung Stuttgart West  
Arnulf-Klett-Platz 2  
7000 Stuttgart 1  
Telefon (0711) 2092/5580

## **Karawane Studien-Reisen**

### **Karawane-Studien-Reisen sind erstklassige Studien-Reisen vom Spezialisten**

Karawane Studien-Reisen gibt es seit 30 Jahren. Mehr als 2500 Reisen haben wir bis heute durchgeführt. Sie reisen in kleinen Gruppen (Gruppengröße ca. 20 bis max. 32 Personen) und mit Reisegästen, welche die gleichen Interessen haben. Unsere rechtzeitige und sorgfältige Planung und Organisation bis ins Detail macht für Sie das Reisen mit **Karawane** noch wertvoller und erlebnisreicher.

**Folgende Programmhefte liegen vor:**

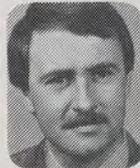
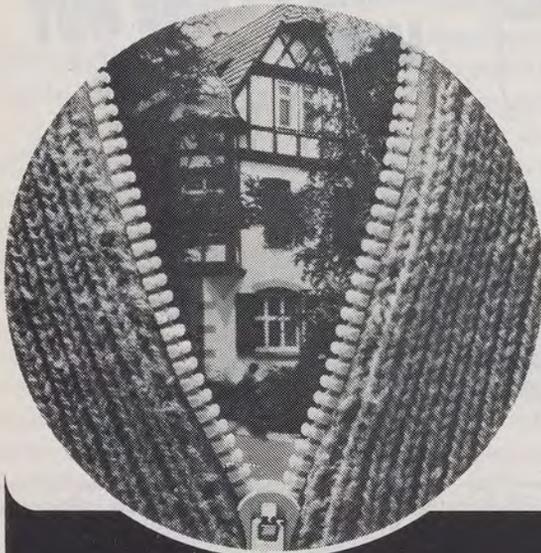
<b>Skandinavien/Island</b>	<b>Italien – Ungarn</b>
<b>Großbritannien/Irland</b>	<b>Griechenland</b>
<b>Aufenthaltsreisen</b>	<b>Türkei</b>
<b>Yachtkreuzfahrten</b>	<b>Israel – Ägypten</b>
<b>Spanien – Portugal –</b>	<b>Asien</b>
<b>Frankreich – Benelux</b>	<b>Wanderreisen</b>



Programme und Verlagsverzeichnisse,  
Auskunft, Vormerkung und Anmeldung:

Büro für Länder- und Völkerkunde  
7140 Ludwigsburg · Friedrichstr. 167 · Ruf (071 41) 83026

## **Aus alt mach dicht. Mit -Baukredit-Programm.**



Siegmund Haaga  
-Geldberater

Alte Häuser haben alte Fenster und alte Türen. Wo die Wärme hinausgeht und die Kälte hereinkommt. Die Folge: hohe Heizkosten, Energieverschwendung. Tun Sie etwas dagegen. Modernisieren Sie – die Wohnung und die Heizung (Wärmepumpe – als Beispiel).

Die Finanzierung? Erstens fördert der Staat die Renovierung und Modernisierung. Zweitens bieten wir das günstige -Baukredit-Programm aus einer Hand, gemeinsam mit der LBS Landesbausparkasse. Sie können bald wieder stolz sein auf das schöne, dichte, alte junge Haus.



wenn's um Geld geht  
**Sparkasse**

Das sog. Herrenhaus ist ein seltenes und gut erhaltenes Beispiel seiner Art; für seine architektonische Qualität bürgt auch der Name des Architekten G. Morlok. All dies spricht für die Erhaltung des Herrenhauses. Diese ist aber nur sinnvoll, wenn nicht nur äußerer Anschein erhalten wird, sondern die architektonischen Strukturen bewahrt bleiben. Das schließt die Nutzung im sozialen Wohnungsbau aus. Eine öffentliche Nutzung würde sich – auch wegen des inzwischen gegebenen neuen städtebaulichen Zusammenhangs – empfehlen; die Einbeziehung der Geschäftsräume und des Museums der Südmährer ist sicher ein guter Gedanke.

Das für die untere Vorstadt charakteristische Gerberviertel (Ledergasse, «Rebelleninsel») ist neben einigen besonders markanten Einzelgebäuden (Alter Bau, Schubarthaus, Alter Zoll) das einzige noch halbwegs erhaltene Ensemble aus der Zeit vor dem industriellen Aufschwung der Stadt im 19. Jahrhundert. Es steht bis jetzt in deutlicher städtebaulicher Beziehung zum Alten Bau. Preisgabe der Ledergasse zugunsten eines modernen Verwaltungsgebäudes würde diesen Alten Bau städtebaulich isolieren, mit der «Rebelleninsel» würde die sichtbare Erinnerung an die Ereignisse im Vorfeld des Bauernkrieges verschwinden; nicht zuletzt würde ein bislang von Wohnungen und kleinen Gewerbebetrieben bestimmtes Quartier in unmittelbarer Nähe des Stadtkerns aufgegeben zugunsten einer Baumasse mit City-Charakter und -problematik. Zerstört würde nicht zuletzt auch ein besonders ansprechender Stadttinnenraum, wie er vor der ehem. Bäckerei Pressmar noch rudimentär zu erkennen ist.

Wir bitten alle beteiligten Stellen, in beiden hier angesprochenen Zusammenhängen die Planungen noch einmal gründlich zu bedenken und zu beraten. Gemeinden, die wie Geislingen in den letzten 100, 150 Jahren einen besonderen gewerblichen und industriellen Aufschwung verzeichnen konnten, haben diesen Aufschwung meist mit einem übermäßig großen Verlust an überlieferter Bausubstanz und mit viel städtebaulicher

Anonymität bezahlen müssen. Um so notwendiger ist es, die letzten erhaltenen Zeugen vor- und frühindustrieller Zeit mit ganz besonderer Sorgfalt zu behandeln.

*Mit dem hier abgedruckten Text hat sich der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND an die beteiligten Personen, Gruppen und Behörden gewandt. Die SCHWÄBISCHE HEIMAT wird demnächst noch einmal ausführlich auf die in Geislingen/Steige anstehenden denkmalpflegerischen und städtebaulichen Probleme zurückkommen. Inzwischen liegt die erste Antwort vor, sie kommt von Geislingens Oberbürgermeister Helmut von Au:*

Mit Interesse habe ich von Ihrer Darstellung der Dinge Kenntnis genommen. Diese stimmt mit der Stellungnahme des Kunst- und Altertumsvereins überein. Der Einbau von Sozialwohnungen im Herrenhaus ist nicht unseren Überlegungen, sondern denen von Herrn Dr. Bulling entsprungen. Wir haben diese Lösung überarbeitet und dem Präsidium zu weiteren Verhandlungen mit der LKB übermittelt. Nach der neuesten Kostenschätzung wird zur Renovierung ein Kostenaufwand von 1,5 Mio. DM erforderlich sein. Dieses Geld steht der Stadt beim besten Willen nicht zur Verfügung. Eine private Verwertung des Gebäudes ist gescheitert. Bei dem zu erwartenden Renovierungsaufwand ist leider kein Privatmann bereit, dieses Wagnis auf sich zu nehmen. Wesentliche Zuschüsse zur Erhaltung des Gebäudes sind vom Landesdenkmalamt, das entgegen unserem früheren Wollen eine Denkmalschutzzeigenschaft verneint hatte, leider nicht zu erwarten.

Die Gebäude Ledergasse 5 und 7 sind überaltert, in statisch schlechtem Zustand und keinem vernünftigen Verwendungszweck zuzuführen. Wir wollen ihre Denkmaleigenschaft nicht bestreiten, sind jedoch der Auffassung, daß sie in der Darstellung und Substanz nicht erhaltungswürdig sind, sondern vielmehr dem Neubau eines Finanzamts auf dem Wilhelmsplatz weichen sollen. Daß wir beim Neubau des Finanzamts auf die Umgebung äußerste Rücksicht nehmen werden, ist selbstverständlich. Diesbezüglich hat die OFD schon gute Lösungen entwickelt; wir sind

zuversichtlich, daß wir die städtebauliche Darstellung der sogenannten Rebelleninsel auch für die Zukunft erhalten können.

Ich bedauere, Ihnen mitteilen zu müssen, daß ich mich Ihrer Ansicht nicht anschließen kann.

## Für mehr Landeskunde

(ht) Einen Ausbau der Landeskunde an den Universitäten und Pädagogischen Hochschulen fordert der Stuttgarter CDU-Landtagsabgeordnete Dr. Martin Dorn mit Unterstützung einer Reihe von Fraktionskollegen. Er verlangt deshalb von der Landesregierung einen Bericht über Stand und Ausbaumöglichkeiten dieser Fächer insbesondere in der Lehre. Dorn begründete seinen Antrag mit der bildungspolitischen Aufgabe, Landeskunde und Landesgeschichte verstärkt in den schulischen Unterricht einzuführen. Dieses Ziel sei auch eine Vorgabe für die derzeitige Reform der Lehrpläne.

Dorn, zugleich Vorsitzender des Arbeitskreises Heimattage Baden-Württemberg, bemängelte die vielfach wenig zufriedenstellenden Voraussetzungen an den Hochschulen für die Lehrerausbildung auf diesem Gebiet. Zwar sei angesichts der Haushaltsituation des Landes mit zusätzlichen Stellen nicht zu rechnen. Eine Positionsverbesserung der Landeskunde, die unumgänglich sei, könne auch dadurch erreicht werden, daß die Lehraufträge von allen dafür geschaffenen Stellen tatsächlich auch wahrgenommen werden. Nach seinen Beobachtungen sei dies nicht immer der Fall.

## Nationalkomitee für Denkmalschutz zu Gestaltungssatzungen

(DN) Die anhaltende Diskussion über die Zweckmäßigkeit und die Wirksamkeit von Gestaltungssatzungen auf der Grundlage der Landesbauordnungen veranlaßt das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz zu folgender Stellungnahme:

1. In dem Rahmen, den die Bauordnungen und die Denkmalschutzgesetze dem Ermessen überlassen, liegt die Verantwortung für die Bewahrung und maßstäbliche Weiterentwicklung historisch gewachsener Ortsbilder auch bei den Gemeinden. Hierzu wie auch für den Schutz historischer Bereiche bietet sich der Erlaß von Gestaltungssatzungen als geeignetes Instrument an. Erfahrungen der letzten Zeit haben gezeigt, daß sich damit größte Verstöße gegen historisch gewachsene Bereiche verhindern lassen.

Seit Beginn unseres Jahrhunderts haben sich Satzungen dort als wirksam erwiesen, wo ihre Ziele in Gremien (z. B. Baupflejekommission Hamburg) fortlaufend diskutiert und weiterentwickelt wurden, und so die Festsetzungen auf wesentliche räumliche Geltungsbereiche (z. B. Münster, Prinzipalmarkt) beschränkt wurden.

2. Gestaltungssatzungen müssen Bestandteil eines Gesamtkonzepts zur Gestaltung und Nutzung eines historischen Bereichs sein. Sie ersetzen weder planerische Überlegungen noch Bebauungspläne.

Die Kenntnis der charakteristischen Elemente des Ortsbildes ist wichtige Voraussetzung für Auswahl und Formulierung der Satzungsinhalte. Die Ergebnisse der Erhebungen müssen anschaulich vermittelt werden, damit die charakteristischen Merkmale des Erscheinungsbildes vom Bürger und Bauherrn erfaßt und vom Architekten verarbeitet werden können. Es sind präzise abgegrenzte Baubereiche (Ortskerne, homogene Bereiche) zu definieren mit charakteristischen, erhaltenswerten Gestaltungselementen. Während Verbote in der Regel die geringere Einschränkung der Baufreiheit bedeuten, schränken Gebote stark ein. Am besten sichert die Festschreibung primärer Quellen der Gestaltungswirksamkeit (Baukörper, Dachform, Masse) den Bestand.

Allzu detaillierte Auflagen, insbesondere für die Fassaden, laufen Gefahr, nicht nur zu einer unangemessenen Einschränkung gestalterischer Freiheit zu führen, sondern auch die Nutzung unnötig einzuengen.

3. Satzungen müssen im weitesten Sinne als Vorbehalt der Gemeinden für die künftige Gestaltung aufgefaßt werden. Im Vorfeld formeller Bauanträge sollten die Gestaltungsprobleme durch qualifizierte Beratung seitens der Planungs- bzw. Bauämter im Sinne einer vernünftigen Baupflege gelöst werden. Das bedeutet nicht Verordnung von Gestaltung, sondern breiten Informations- und Erfahrungsaustausch. Voraussetzung ist allerdings eine entsprechende Besetzung der Ämter mit Fachpersonal. Schließlich sollte nicht übersehen werden, daß bei der Wiederherstellung historischer Bausubstanz aufgrund von Gestaltungsanforderungen durch Satzungen bisweilen höhere Aufwendungen notwendig werden (Sprossenfenster, Naturschieferedeckung).

Die Mittel zur Förderung der Denkmalpflege sollten auch aus diesem Grunde kräftig erhöht werden.

## Europäische Kampagne für den ländlichen Raum 1985

(DSI) Der Europarat sieht das Jahr 1985 als Jahr einer großangelegten Kampagne für die Erhaltung der natürlichen Gegebenheiten und des historisch gewachsenen Baubestandes auf dem Lande.

Von einem solchen Jahr verspricht sich der Europarat eine Sensibilisierung der Bevölkerung auf dem Lande für die Werte der Kulturlandschaften Europas, welche inzwischen stärker als die städtischen Bereiche gefährdet sind.

Der Europarat greift damit erneut ein Thema auf, dem bereits im Oktober 1977 in Granada eines seiner Symposien gewidmet war. Erkenntnisse des damals im «Appell von Granada» niedergelegten Symposiums sollen 1985 erneut überdacht und vertieft werden. Noch immer nämlich mangelt es an Grundkenntnissen über die Folgen des Umbruchs auf dem Lande in den letzten Jahrzehnten. An die Stelle der heimatlichen Identität ist die Uniformierung getreten. Die Neustrukturierung des ländlichen

Raumes kann nur nach durchgreifender und umfassender Fachplanung erfolgreich sein. Dies erfordert neue Methoden des Siedlungsbaus und der Siedlungsplanung, aber auch mehr für den ländlichen Raum spezialisierte Architekten.

Die EG Agrarordnung fördert industrieähnliche Verhältnisse in landwirtschaftlichen Betrieben. Sie wirkt sich daher auch auf die Erhaltung der Ortseigenständigkeit negativ aus. Im Sinne der «Chancengleichheit» wird die (Vor-)Stadt Vorbild für das Dorf.

## Barock in Baden-Württemberg

Dieser Ausstellungstitel weckt Vorstellungen und Erwartungen. Sicher denken die meisten zunächst an Weingarten oder Zwiefalten, an Steinhausen oder Birnau. Oder aber auch an die Schlösser in Ludwigsburg und Rastatt, in Mannheim oder Bruchsal, an majestätische Bauten also und festlich heitere Innenräume, an das Zusammenklingen von Architektur, Malerei und Stuckdekoration. All das wird in unserer Ausstellung nur an einem – freilich glänzenden – Beispiel erlebbar sein: Am wiederhergestellten Bruchsaler Schloß, das der Ausstellung als festlicher Rahmen dienen wird.

Hält man sich vor Augen, daß es natürlich eine einheitliche baden-württembergische Barockkunst – etwa in dem Sinne wie eine bayerische oder fränkische Barockkunst – nicht gibt und gar nicht geben kann, so fragt man sich besorgt, wie denn eine Ausstellung «Barock in Baden-Württemberg» aussehen könnte.

Nun, es kann nicht unser Ziel sein, harmonisierend ein Gesamtbild zu suggerieren, das auf die Grenzen des heutigen Bundeslandes bezogen wäre; und es verbietet sich auch, etwa allgemeine Erscheinungen der Epoche an Hand von zufälligen Beispielen aus dem Gebiet des Bundeslandes Baden-Württemberg zu exemplifizieren. Wir entschlossen uns vielmehr, zu zeigen, wie die territoriale Zersplitterung des deutschen Südwestens in zahllose geistliche und weltliche

# Wein, Land und Leute



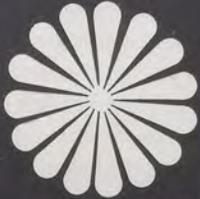
bilden in Württemberg einen Dreiklang voll Harmonie. Lieblich und abwechslungsreich die Landschaft, verlässlich und lebensfroh die Menschen, charaktvoll und ehrlich die Weine. Genießen Sie eine der köstlichen Spezialitäten in rot oder weiß. Probieren Sie auch den für Württemberg typischen Schillerwein. Dann werden Sie sogleich verstehen, warum es hierzulande heißt:

Fragen Sie nach Württembergischen Genossenschaftsweinen in Ihrer Gaststätte, in Ihrem Lebensmittel- und Weinfachgeschäft oder bei den örtlichen Weingärtnergenossenschaften direkt. Ein das ganze Land umfließendes Sortiment bietet Ihnen die Württ. Weingärtnerzentralgenossenschaft eG Raiffeisenstr. 2, Postfach 1260, 7141 Möglingen, Tel. (0 71 41) 4 80 51.

## Kenner trinken

## Württembergischer

### GLÜCKWUNSCH KARTEN



Muster  
und Prospekte  
7207 Beuron  
Beuroner Kunstverlag

### Das Gastliche Härtsfeld

Eine reizvolle Landschaft auf der Schwäbischen Alb, das Ferienparadies zwischen Barock und Wacholderheide, das eine Fülle erholsamer Freuden bietet: Natur und Kunst, Hügel und Heide, Wälder und Seen, Burgen, Schlösser und Kirchen, Sport, Spiel und Spaß, „Wandern mit und ohne Gepäck“; und das alles in einem idealen Klima in 450 bis 700 m Höhe mit Ruhe und herrlich reiner Luft.



Prospekte vom **Verkehrsverband „Gastliches Härtsfeld“ e. V.**  
**Geschäftsstelle Rathaus**  
**7921 Nattheim-Auernheim**  
**Telefon (0 73 26) 3 47**

## Wertvolles muß man schützen!

Seerosen finden Sie auf Mooreseen, Teichen oder langsam fließenden, wärmeren Gewässern. Ihre Blüten öffnen sich zwischen 7 und 16 Uhr. Die Wurzeln enthalten sehr viel Gerbstoff und wurden daher früher zum Gerben verwendet. Die Seerose steht unter Naturschutz. Wildwachsend ist sie sehr wertvoll geworden. Wertvoll ist auch unser Leben und das unserer Kinder. Daneben sind uns Hab und Gut, Auto, Heim und Haus kostbar geworden. Wir können uns nicht vor den Gefahren schützen, die das alles bedrohen – wohl aber vor den finanziellen Folgen.

Ein Fachmann der Württembergischen in Ihrer Nähe berät Sie gern über Ihren ganz persönlichen Versicherungsschutz. Sprechen Sie mit ihm!



 **Württembergische**  
Versicherungen

Württembergische Feuerversicherung AG, Postfach 60, 7000 Stuttgart 1

Zwanzig schwäbische »Wirklichkeitsfanatiker« in:

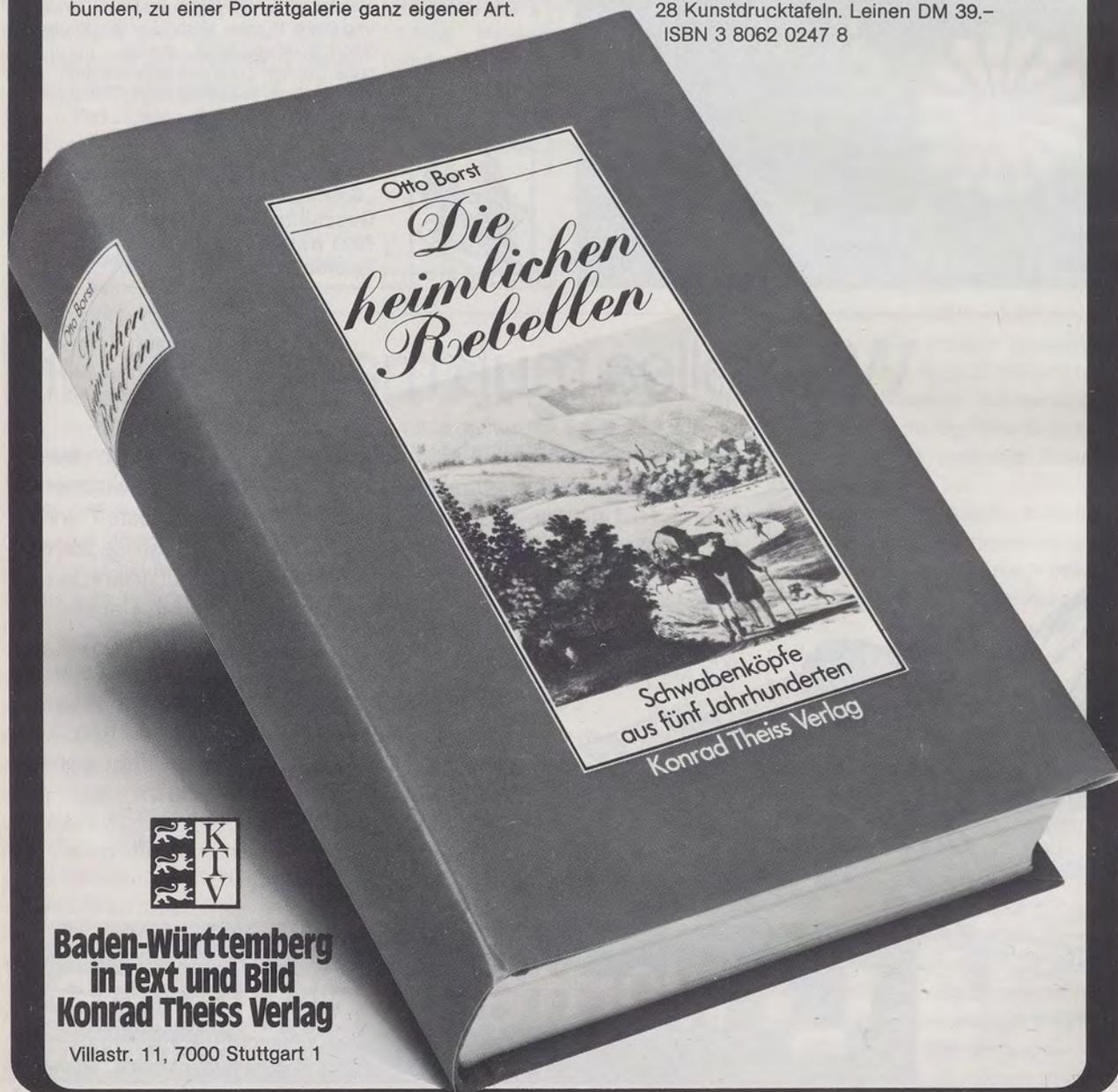
# Otto Borst Die heimlichen Rebellen

Dies Buch löst den »schwäbischen Geist« aus seinen Klischees und zeigt das andere Württemberg, das bislang vergessene oder mit Fleiß retuschierte, das Geburtsland der heimlichen Rebellen, die sich, jeder auf seine Art, um eine bessere Heimstatt des Menschen in dieser Welt bemühten. Großes und Kleines, Privates und Politisches, Menschliches und Allzumenschliches ist hier zu einem Strauß von 20 Biographien zusammengebunden, zu einer Porträtgalerie ganz eigener Art.

Das Buch ist der lebendige Weg durch eine unheimlich farbige und facettenreiche Geisteslandschaft. Es erzählt von Ideen, die Geschichte machten und von Anfechtungen und Niederlagen, vom Widerstand und von der schöpferisch-siegreichen Stunde des Menschen.

#### Die heimlichen Rebellen

Schwaberköpfe aus fünf Jahrhunderten. 452 S. mit 28 Kunstdrucktafeln. Leinen DM 39.-  
ISBN 3 8062 0247 8



**Baden-Württemberg  
in Text und Bild  
Konrad Theiss Verlag**

Villastr. 11, 7000 Stuttgart 1

che Territorien verschiedener politischer Orientierung eine entsprechend vielgestaltige und höchst unterschiedliche, zwar manchmal etwas provinzielle, aber ungemein fruchtbare künstlerische Entwicklung zur Folge hatte. Historische, soziale, wirtschaftliche, geistesgeschichtliche Informationen werden nur insoweit einbezogen, als sie zum Verständnis der ausgestellten Kunstwerke oder zur Relativierung des Gezeigten notwendig sind. Eine umfassende Darstellung der Epoche in allen ihren Erscheinungsformen verbot sich von selbst, angesichts der Diskrepanz zwischen der Fülle von Informationen, die wir aus jener Zeit haben, und der Zufälligkeit und Lückenhaftigkeit der dinglichen Überlieferung. Und auch auf die Darstellung von Dichtung und Musik glaubten wir weitgehend verzichten zu sollen; denn die schönste Partitur ersetzt keine Musik, und ein Buch will eben nicht angeschaut, sondern gelesen werden.

Entsprechend der historischen Verhältnisse in diesem Lande sollen zunächst die großen spektakulären Neuschöpfungen der Barockzeit, die Residenzen der Fürsten und die Neubauten der Klöster vorgeführt werden. Diese das Bild prägenden Bauten strukturieren zugleich ein Gesamtbild der politischen Topographie des Landes, das der Entfaltung der Künste als Hintergrund dient. Einzelne Objektgruppen, Portraits, Miniaturen und Medaillen, Waffen und Gerät, Möbel und kostbare Gegenstände aus fürstlichen Kunstkammern verdichten dieses Bild.

Im Hauptgeschoß des Bruchsaler Schlosses gruppiert sich um die drei Prunkräume des Schlosses der Hauptteil der Ausstellung, die Werke der Bildhauerei und Malerei, Porzellan und Möbel, Goldschmiedearbeiten und Paramente. Dabei ergibt sich beinahe von selbst eine Gliederung, in die vorwiegend weltliche, höfisch geprägte Kunst der Residenzen in den nördlichen, meist evangelischen Landesteilen und die vorwiegend kirchliche Kunst in den katholischen Gebieten der südlichen Landesteile.

Die ausgestellten Kunstwerke, unter denen sich so berühmte Stücke wie

etwa die große Pietà von Ignaz Günther aus Nenningen, die Silbermadonna aus der Mannheimer Jesuitenkirche, der Säckinger Fridolinschrein oder die Entwürfe zu Martin Knollers Neresheimer Fresken befinden, sowie zahlreiche neu entdeckte und noch nie gezeigte Arbeiten, stammen zumeist aus dem ersten und zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts. Es fällt auf, daß sich Barockes erst nach dem 30jährigen Krieg sehr zögernd entwickelt, daß, bedingt durch die Kriege des 17. Jahrhunderts, erst ab etwa 1680 in größerem Umfang in barockem Stil gebaut wird und daß die kostbaren Ausstattungstücke der Kirchen und Paläste zumeist in der langen Friedenszeit des 18. Jahrhunderts geschaffen wurden, also zumeist der Endphase des Barock, dem Rokoko, angehören.

Im dritten Teil der Ausstellung wird dann auf die Lebensbedingungen in den Städten und auf dem Lande eingegangen, auf das Leben der Untertanen also: als Objekte obrigkeitlicher Fürsorge ebenso wie obrigkeitlicher Willkür, als Bauern und Handwerker, die den Wohlstand erzeugten, der den Bau der neuen Kirchen und Residenzen erst möglich machte, und die Werke schufen, die wir in der Ausstellung bewundern.

Verbunden aber waren hoch und niedrig in einer zeittypischen Frömmigkeit, die auch im evangelischen, vor allem aber im katholischen Bereich ihre bildlichen Spuren hinterlassen hat. Neue Heilige, neue Andachtsgegenstände wie etwa das Herz Jesu, Votivgaben und ein blühendes Wallfahrtswesen, an dem sich Bauern wie Fürsten beteiligten, zeugen für diese Frömmigkeit, ohne die das barocke Bild großer Teile unseres Landes nicht denkbar wäre.

Die Verbindung zu den Baudenkmalern im Lande wird dann durch einen weiteren Ausstellungsteil hergestellt, der sich mit den Leistungen und Problemen der Denkmalpflege an barocken Bauten des Landes befaßt. Dabei soll nicht nur gezeigt werden, welche beträchtlichen finanziellen Anstrengungen das Land zur Rettung, Erhaltung oder Wiederherstellung barocker Baudenkmalen bisher gemacht hat, sondern auch auf technische

Probleme barocker Kunst eingegangen werden: auf Herstellungstechniken etwa bei Stuck und Stuckmarmor, auf Fassungen, Fresken und die technische Seite des Bauens. Daß die Ausstellung zusätzliche Informationen in Form einer Einführungsaudiovision, zahlreicher Diareihen, eines zweibändigen wissenschaftlichen Kataloges und eines ausführlichen Ausstellungsführers bereithält, entspricht den Anforderungen, die man heute an eine größere Ausstellung zu stellen pflegt. Sie bleibt aber dennoch Stückwerk, wenn es nicht gelingt, die Verbindung zu den Denkmälern im Lande herzustellen. Wir sind uns klar darüber, daß das Interesse an unserer Ausstellung von der Begeisterung für die großartigen Kirchen und Schlösser, die überall im Lande zu finden sind, getragen wird. Wir hoffen aber auch, daß umgekehrt unsere Ausstellung dieses Interesse fördert und vertieft.

Volker Himmelein

## EUROPA NOSTRA Wettbewerb

(EN) Die internationale Vereinigung für Denkmalschutz und Landschaftspflege – EUROPA NOSTRA – veranstaltet seit dem Jahre 1978 einen europäischen Wettbewerb, durch den Objekte ausgezeichnet werden, die einen hervorragenden und beispielgebenden Beitrag zur Bewahrung und zur Wertsteigerung des architektonischen und landschaftlichen Erbes in Europa leisten. Die Vereinigung vergibt alljährlich fünf Medaillen aus Silber und bis zu 30 Diplome.

Gegenstand des Wettbewerbs sind vorbildlich und beispielgebend restaurierte alte Gebäude und Beispiele ihrer Umnutzung für neue Verwendungszwecke; ferner Neubauten, die sich in eine historische Umgebung oder in die Landschaft harmonisch einpassen, bzw. einen bemerkenswerten Beitrag zur Lebensqualität in der Stadtlandschaft leisten, auch Fußgängerzonen in alten Städten, rücksichtsvoll angepaßte Schaufenstereinbauten und angemessen gewählte Farbgebung beim Altbaubestand.

Antragsberechtigt sind u. a. Verbände, Eigentümer, Behörden und Architekten. Für den Wettbewerb muß ein beschreibender Text (höchstens zwei Seiten) mit den erforderlichen Bildunterlagen eingereicht werden. Über die Vergabe der Preise entscheidet das internationale Präsidium der EUROPA NOSTRA endgültig. Bewerbungsformulare mit den Wettbewerbsbedingungen versendet auf Anfordern das Verwaltungsdirektorat Vincent Square 86, London SW1P 2PG oder der deutsche Vizepräsident Dr. Otto C. Carlsson, Kurfürstenallee 38, 2800 Bremen 1.

## Asbest – gefährlich, aber nicht verboten

Kräftigen Wirbel hat der Bericht des Umweltbundesamtes über «Umweltbelastungen durch Asbest und andere faserige Feinstäube» erzeugt, und das hat gute Gründe. Denn die durch Asbestfeinstaub entstehenden Gesundheitsgefahren und Umweltbelastungen betreffen nicht nur Arbeitnehmer, die Asbestprodukte herstellen oder verarbeiten, sondern jedermann. Das liegt insbesondere an der unwahrscheinlichen Vielseitigkeit dieses Minerals. Es ist fast überall verwendbar. Asbest ist in hohem Maße hitzebeständig, außerordentlich reißfest, elastisch und zugfest. Es übersteht starke Vibrationen, altert nur langsam und ist gegen die meisten Säuren und Laugen unempfindlich. Asbest findet sich in unterschiedlichen Formen in rund 3000 Bereichen; die asbesthaltigen Produkte sind wohl kaum zu zählen. Wichtige Anwendungsbereiche sind zum Beispiel zahlreiche Baumaterialien – allen voran Asbestzement –, Bremsbeläge – auch für Autos –, Verpackungen, Feuerschutz, Dichtungsmaterial, Fassadenputzmittel. Asbest findet sich in Farben, in Glaserkitt, in Textilien, im Asphalt.

Schon diese kleine Liste zeigt, daß praktisch jedermann Asbestfeinstaub ausgesetzt ist: Dem Abrieb von Autobremssbelägen oder von verwitternden Dächern und Fassaden, von asbesthaltigen Blumenkästen oder

Heimwerkermaterial. Regen und Wind treiben asbesthaltigen Straßenaufstaub überall hin. Das Mineral kann in der Natur nicht abgebaut werden, es kommt immer wieder an die Oberfläche und zerkleinert sich stets bis zu jener Fasergröße, die Wissenschaftler zweifelsfrei als krebserzeugend erkannt haben.

Daß die Arbeiter in Asbestfabriken an Asbestose, einer Staublungenkrankung, zugrundegehen können, ist seit rund 70 Jahren bekannt. Der Verdacht, Asbest könne auch Krebs erzeugen, besteht seit rund 30 Jahren. Seit etwa zehn Jahren gibt es über die Tatsache der krebserzeugenden Eigenschaft keinen Zweifel mehr. Trotzdem gelang es der weltweiten Asbest-Industrie-Lobby immer wieder, die Gefährlichkeit des Minerals weitgehend vor der Öffentlichkeit zu verbergen. Erst als im September 1978 das staatliche amerikanische Krebsinstitut die Ergebnisse einer Erhebung veröffentlichte und auf der Basis dieser Untersuchung feststellte, daß rund ein Viertel der stark mit Asbest in Berührung kommenden Arbeitnehmer an Lungenkrebs sterben, dazu jeder zweite an Mesotheliomen, einer bösartigen Geschwulst des Rippen- oder Bauchfells, und nochmals zehn Prozent an Magen- oder Darmkrebs, horchte die Öffentlichkeit auf. Trotzdem konnte das Berliner Umweltbundesamt erst jetzt seinen 411 Seiten starken Asbestbericht vorlegen. Der Widerstand aus der Asbestindustrie, aber auch der betroffenen Betriebsräte und nicht zuletzt aus Kreisen der zuständigen Industriegewerkschaft Chemie-Papier-Keramik hatte die ursprünglich von den Wissenschaftlern geforderten Konsequenzen allerdings stark verwässert. Hatten die Berliner Umweltschützer ursprünglich gefordert, die Herstellung und Verwendung des am weitesten verbreiteten Produkts, von Asbestzement nämlich, prinzipiell zu verbieten und nur im Interesse der Arbeitsplätze eine Übergangsfrist zwischen fünf und zehn Jahren vorgeschlagen, sucht man jetzt vergeblich nach konkreten Zeitpunkten für Verbote. Besorgte Arbeitnehmervertreter fürchteten eine Existenzbedrohung: Ein Verbot für Herstellung und

Verwendung von Asbestzementprodukten in absehbarer Zeit würde kurzfristig verheerende Wirkung am Markt mit Dauerfolgen für den Absatz der Produkte haben. Die Folge wären hohe Umsatzeinbußen, und das würde zur Schließung von Werken und damit zu Massenentlassungen führen. Allein bei Eternit würden innerhalb kurzer Zeit rund 5000 Arbeitsplätze vernichtet, in der übrigen Asbestzement-Industrie ungefähr nochmal so viel. Deshalb die Forderung: «Verbotsempfehlungen – von welcher Seite auch immer – dürfen nicht ausgesprochen werden.» Der so angesprochene Arbeitsminister reagierte. Er verwies auf die Bemühungen um Verbesserungen des Arbeitsschutzes beim Umgang mit krebserzeugenden Arbeitsstoffen, die zum Erlaß einer neuen Verordnung über gefährliche Arbeitsstoffe geführt hätten, in der auch Vorschriften über das krebserzeugende Asbest enthalten seien. Im übrigen sei man gegenwärtig bei den Europäischen Gemeinschaften in Brüssel dabei, einen Richtlinienentwurf über Verbote und Beschränkungen bestimmter Asbestprodukte zu beraten. Das Ergebnis dieser EG-Beratungen bleibe abzuwarten, aber die EG-Richtlinie sehe kein vollständiges Asbestverbot vor. Ein über diese geplanten Bestimmungen hinausgehendes generelles Verbot von Asbest halte er *nicht für realisierbar und wegen der damit bewirkten Gefährdung von Arbeitsplätzen auch nicht für vertretbar.*

Ergänzend dazu ein Blick in die neue Arbeitsstoffverordnung vom 29. Juli 1980: Asbest findet sich in der Liste der krebserzeugenden Arbeitsstoffe tatsächlich in der Gruppe II. Die Verordnung fordert zwar für beide Gruppen, also für I und II, daß ein Arbeitgeber, der einen dort aufgeführten krebserzeugenden Arbeitsstoff herstellt, dies der zuständigen Behörde unverzüglich anzuzeigen hat. Trotzdem bestehen zwischen den in Gruppe I als besonders gefährlich eingestuften Arbeitsstoffen und den Stoffen der Gruppe II wesentliche Unterschiede. Wer nämlich einen Stoff der Gruppe I verwendet, *hat der zuständigen Behörde darzulegen, daß der Stoff, die Zubereitung oder das sonstige*

Barock in Baden-Württemberg

# BAROCK

in Baden-  
Württemberg

Konrad Theiss Verlag



*Mit Erscheinen des Bandes im Mai 81 veranstaltet der Verlag das Preisausschreiben „Barock in Baden-Württemberg“. Die Teilnahmeunterlagen erhalten Sie ab Ende Mai in Ihrer Buchhandlung.*

Der großformatige Bildband präsentiert in großenteils farbigen Tafeln die barocke Kunstlandschaft Baden-Württembergs von Mannheim bis Hohenlohe, vom Rhein bis zum Bodensee und Oberschwaben. Die großen Residenzen: Mannheim, Karlsruhe, Ludwigsburg und Stuttgart, gewaltige Neubauten der Klöster Schöntal, Neresheim, Obermarchtal, Ochsenhausen u.a., aber auch zahlreiche reichausgestattete Stadt- und Dorfkirchen, u.a. in Walldürn, Deggingen, Meßkirch, Biberach, Otterswang oder städtische Palais und Bürgerhäuser in Esslingen, Offenburg, Schwäbisch Hall, Freiburg usw. Daneben gibt es viel Verborgenes zu entdecken. Ausführliche Bilderläuterungen vermitteln dem Leser zahlreiche kunsthistorische Informationen.

Das Einleitungskapitel zeigt die großen, historischen, politischen, gesellschaftlichen und künstlerischen Impulse des Barock in Südwestdeutschland auf. In den Kapiteln „Die Residenzen“, „Die Klöster“, „Barock in Stadt und Land“ werden die verschiedenen Ausprägungen barocker Baukunst und ihr historischer Hintergrund anschaulich gemacht.

#### **Barock in Baden-Württemberg**

Von Volker Himmelstein, Klaus Merten, Wilfried Setzler, Peter Anstett. 256 Seiten mit 168 Tafeln, davon 78 in Farbe. Großbildband, Format 24,5 x 25 cm. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag. Im Schuber DM 89,-

**Konrad Theiss Verlag, Stuttgart**

**Eine Auswahl der besten  
Geschichten aus dem  
unvergessenen Volksbuch, neu  
erzählt für Leser von heute und  
mit einem Anhang versehen,  
der den historischen Zu-  
sammenhang deutlich macht.**

**Württemberg**  
wie es war und ist



*Geschichten und Sagen,  
ausgewählt und  
neu erzählt von  
Franz Georg Brustgi*

DVA

*Württemberg  
wie es war und ist  
Geschichten und Sagen  
ausgewählt und neu  
erzählt von  
Franz Georg Brustgi  
mit Illustrationen nach  
der Ausgabe von 1898  
287 Seiten, DM 29,80*

**DVA**

Deutsche Verlags-Anstalt

**Greiner - Stuben**  
Im Hindenburgbau

Das neue Restaurant am Hauptbahnhof  
mit 6 gemütlichen Stuben.

z. B.

**Greiner  
Stuben**

Viel Holz, viele Nischen,  
viele Fenster – kurz:  
Stubencharakter.

**Archiv**

12 Plätze. Die Wände voller  
»Greiner«-Raritäten.

**Puppen  
Stube**

Zu Ehren der vielen  
Stuttgarter Puppenbühnen.

**Zabakstube**

Unser Geheimtip.  
Sozusagen unser Kabinettle.

**Bräustüble**

130 Plätze.  
An der Fußgängerzone  
Stuttgarts.  
A Wirtschäftle.

**Schwaben  
Stube**

Schmiedeeisen, Rundbögen,  
Balkendecken, Bauern-  
möbel. 50 rustikale,  
gemütliche Plätze.

**Arnulf-Klett-Platz 1. 7 Stuttgart 1 Mitte**  
Telefon (07 11) 29 51 21.

**DAS WERK  
VON THEODOR HEUSS**

*Schwaben*

Farben zu einem Portrait  
212 Seiten mit 12 Abb. Gb.  
Empf. Preis 15,80 DM

*Schattenbeschwörung*

Randfiguren der Geschichte  
210 Seiten mit 12 Abb. Ln.  
Empf. Preis 11 DM

*Tagebuchbriefe 1955–1963*

645 Seiten, Ln. 19,80 DM

*Aufzeichnungen 1945–1947*

233 Seiten. Ln. 19 DM

*Deutsche Gestalten*

Studien zum 19. Jahrhundert  
480 Seiten. Ln. 19,80 DM

*Hitlers Weg 1932*

Neu hrg. und eingel. von Eberhard Jäckel  
280 Seiten mit 2 Bildtafeln. Ln. 22 DM

*Lust der Augen*

Stilles Gespräch mit beredtem Bildwerk  
304 Seiten mit 32 Abb. Ln. 12,80 DM

*Von Ort zu Ort*

Wanderungen mit Stift und Feder  
312 Seiten mit 24 Abb.  
Ln. 19,50 DM

*Profile*

Nachzeichnungen aus der Geschichte  
352 Seiten. Ln. 18,80 DM

*Die großen Reden:*

*Band 1: Der Staatsmann*

284 Seiten. Ln. 19,80 DM

*Band 2: Der Humanist*

332 Seiten. Ln. 19,80 DM

*Vorspiele des Lebens*

Jugenderinnerungen  
348 Seiten mit 7 Abb.  
Ln. 22,50 DM

*Die Machtergreifung und das  
Ermächtigungsgesetz*

Zwei nachgelassene Kapitel  
der Erinnerungen 1905–1933  
56 Seiten. Gb. 6,80 DM

*Friedrich Naumanns Erbe*

44 Seiten. Gb. 4,50 DM

*Theodor-Heuss-Lesebuch*

Hrg. und eingel. von H.-H. Welchert  
412 Seiten. Gb. 32 DM

**ELLY HEUSS-KNAPP**

*Ausblick vom Münsterturm*

Erinnerungen  
250 Seiten mit Zeichnungen von  
Theodor Heuss. Ln. 15 DM

**RAINER WUNDERLICH VERLAG**  
TÜBINGEN

hergestellte Erzeugnis mit den sie kennzeichnenden Eigenschaften nicht mit einem anderen nicht oder weniger gefährlichen Arbeitsstoff hergestellt werden kann. Bei Gruppe II hat der Arbeitgeber der zuständigen Behörde auf Verlangen [Hervorh. vom Verf.] darzulegen, daß der Stoff . . . nicht mit einem anderen oder weniger gefährlichen Arbeitsstoff hergestellt werden kann.

Bei Stoffen der Gruppe I kann die zuständige Behörde dem Arbeitgeber die Verwendung des krebserzeugenden Stoffs untersagen, wenn es andere nicht oder weniger gefährliche Arbeitsstoffe gibt. Bei Gruppe II, also auch bei Asbest, kann die Behörde nur untersagen, wenn es andere nicht oder weniger gefährliche Ersatzstoffe gibt und keine unverhältnismäßige Härte entstehen würde.

Auf Deutsch heißt das also, Arbeitsplätze haben im Zweifelsfall Vorrang vor der Gesundheit.

Bundesinnenminister Gerhart Baum meinte bei der Vorlage des Asbestberichts, daß es über das umweltpolitische Ziel keinen Zweifel geben könne: *Verzicht auf Asbest überall dort, wo Gefahren für den Menschen bestehen.* Ein Verbot mit fünfjähriger Übergangsfrist für Asbestzement habe das Umweltbundesamt in die jetzt vorliegende Fassung der Studie nur deshalb nicht aufgenommen, weil die Umweltbehörde erst dann einen Maßnahmenkatalog erstellen werde, wenn Industrie und Gewerkschaften zu den ökonomischen Auswirkungen Stellung genommen hätten. Sollte die von Baum angebotene Kooperation nicht zu einer *umweltpolitisch verantwortbaren Übergangsregelung* führen, würden gesetzliche Verbote und Verwendungsbeschränkungen die Folge sein, erklärte der Minister.

Theoretisch hätte Umweltminister Baum tatsächlich Möglichkeiten, mit Hilfe des Bundes-Emissionsschutzgesetzes und des Chemikaliengesetzes einiges zu tun. In der Praxis dürfte er aber auf Widerstand stoßen. Bislang ist es ja nicht einmal gelungen, Warnhinweise für Asbestprodukte auf dem Heimwerkermarkt durchzusetzen. Aber es gibt auch eine ganze Reihe praktischer Probleme: So ist zum Beispiel bekannt, daß es für die Herstellung von Auto-Bremsbelägen

längst asbestfreie Materialien gibt und daß etwa VW seit Jahren solche Beläge in Autos für den Export nach USA und in Fahrzeuge für die Deutsche Bundespost einbaut. Daß diese Beläge aber nicht in alle Autos eingebaut werden, liegt daran, daß es in der Bundesrepublik auf Autobahnen keine Geschwindigkeitsbegrenzung gibt. In den USA darf längst nicht so schnell gefahren werden wie hierzulande. Die Post hat für ihre Fahrzeuge ebenfalls strenge Geschwindigkeitsbegrenzungen vorgeschrieben. Die asbestfreien Bremsbeläge halten aber nach bisheriger Kenntnis – Vollbremsungen aus hohen Geschwindigkeiten nicht stand. Das Risiko zahlreicher Unfalltoter wegen defekter oder blockierter Bremsen mag aber zurecht niemand eingehen.

Ungeklärt ist in vielen Verwendungsbereichen von Asbest bisher auch, ob die möglichen und vorhandenen Ersatzstoffe nicht ihrerseits Gefahren in sich bergen. So sind zum Beispiel Zweifel aufgetaucht, ob die als Ersatz für Isolierungen einsetzbare Mineralwolle möglicherweise auch Krebs hervorrufen kann. Zu bedenken ist auch, daß bislang mit vielen möglichen Ersatzstoffen keine langjährigen Erfahrungen über Sicherheit, Haltbarkeit und dergleichen vorliegen.

Wie lange es dauern kann, bis Mängel offenkundig werden, zeigt das Beispiel der Korrosionserscheinungen im Spannbeton, die schließlich zum Einsturz der Berliner Kongreßhalle führten.

Es ist also nicht damit getan, Asbest schlicht zu verbieten. Genauso falsch wäre es aber natürlich, nichts zu tun. Ohne Druck von außen ist die Industrie sicherlich nur schwer zu bewegen, Alternativen, also Ersatzstoffe, zu entwickeln.

Ohne den Druck durch die Ölpreise würden die Einfälle der Automobilbauer für's Benzinsparen wohl kaum so reichlich auf den Markt sprudeln, wie das jetzt geschieht. Und ohne den Druck der Arbeitsschützer hätte sicherlich auch die Asbestindustrie nicht so gewaltige Anstrengungen unternommen, um die Gefährdung ihrer Beschäftigten durch Asbestfeinstaub so weit wie technisch möglich zu reduzieren.

Ein freilich unfreiwilliges Nebenprodukt dieser Anstrengungen ist übrigens die Tatsache steigender Asbestkrebserkrankungen. Der scheinbare Widerspruch ist erklärbar:

Früher starben die Asbestarbeiter aufgrund massiver Staubeinwirkung relativ frühzeitig an Asbestose. Heute ist die Asbestose dank der Arbeitsschutzeinrichtungen rückläufig. Der Asbestkrebs entwickelt sich jedoch in den meisten Fällen erst langsam, das kann bis zu dreißig Jahre dauern.

Mit anderen Worten: Heute erleben die Betroffenen ihre Asbestkrebserkrankung, während sie früher vorzeitig an Asbestose starben.

Adalbert Kuhlwein

Anmerkung: Bei vorstehendem Text handelt es sich um Auszüge aus einer Sendung des Südwestfunks Baden-Baden, Redaktion Arbeit und Wirtschaft. – Nachzutragen ist, daß durch die Gewerbeaufsicht in Baden-Württemberg in den 96 einschlägigen Betrieben die Verarbeitung von Asbest eingeschränkt worden ist; das besonders gefährliche Asbest-Spritzverfahren wurde inzwischen ganz verboten. Sozialminister Dietmar Schlee hat erst unlängst die Industrie aufgefordert, geeignete Austauschstoffe zu entwickeln, damit man auf Asbest völlig verzichten könne.

## EG-Empfehlung für Recyclingpapier

– U II 6 – Der Umweltministerrat hat die Empfehlung zur Verwendung von Recyclingpapier und Verwertung von Altpapier verabschiedet.

Nach der Entschließung des Rates der Europäischen Gemeinschaften erstrecken sich die Arbeiten über Abfälle vordringlich unter anderem auf Papierabfälle.

Nach Artikel 3 Absatz 1 der Richtlinie 75/442/EWG des Rates vom 15. Juli 1975 über Abfälle treffen die Mitgliedsstaaten die geeigneten Maßnahmen, um die Einschränkung der Abfallbildung, die Verwertung und Umwandlung von Abfällen, die Gewinnung von Rohstoffen und gegebenenfalls von Energie sowie alle anderen Verfahren zur Wiederverwendung von Abfällen zu fördern.

Papierabfälle stellen einen erheblichen Anteil am Hausmüll und sind als

wertvoller Sekundärrohstoff für die Herstellung bestimmter Papier- und Pappeerzeugnisse technisch verwertbar.

Der gegenwärtige Fehlbedarf der Gemeinschaft an Rohstoffen zur Herstellung von Papier und Pappe (über 50 v. H.) muß durch Einfuhr aus Drittländern ausgeglichen werden.

Aspekte der Kosten/Nutzen-Verhältnisse der Abfallverwertung bei der Papier- und Pappeherstellung einschließlich der Schwankungen der Altpapierpreise, Kosten für das Sammeln und Sortieren von Papier-Pappeabfällen und mögliche Einsparungen bei den Kosten der Abfallbeseitigung sollten berücksichtigt werden.

Der Einsatz von Altpapier anstelle von Zellstoff bzw. Holzschliff bei der Erzeugung von Papier- und Pappeprodukten ermöglicht wesentliche Einsparungen an Energie und Frischwasser, geringere Abwässerbelastung und Luftverunreinigung und trägt zu einer Entlastung der Abfallbeseitigung bei –

empfiehlt den Mitgliedsstaaten, Politiken zu formulieren und durchzuführen, mit denen auf die Verwendung von Recyclingpapier- und -pappe aus Altpapier hingewirkt wird; insbesondere sollten sie

1. die Verwendung von Recyclingpapier und -pappe bzw. wiederverwendbarem Altpapier insbesondere an staatlichen Verwaltungen, öffentlichen Gremien und amtlichen Stellen, die beispielgebend sein könnten, unterstützen;
2. sich soweit wie möglich für die Verwendung von Recyclingpapier

und -pappe, die einen hohen Anteil an gemischtem Altpapier enthalten, einsetzen;

3. unter Berücksichtigung der neuesten technischen Fortschritte die bestehenden Anforderungen für Papier- und Pappeerzeugnisse neu überprüfen, die die Wiederverwendung von Altpapier und die Verwendung von Recyclingpapier und -pappe verhindern, sofern die Erzeugnisse nicht verwendungsspezifische Anforderungen erfüllen müssen;
4. Programme zur Aufklärung der Verbraucher und Hersteller durchführen, damit Papier- und Pappeerzeugnisse aus Recyclingpapier und -pappe verstärkt verwendet werden;
5. Verwertungsmöglichkeiten für Altpapier in anderen Bereichen als der Papier- und Pappeherstellung suchen und unterstützen;
6. sich für die Verwendung von Erzeugnissen (Tinte, Leim usw.) einsetzen, die einer späteren Verwertung von Altpapier nicht im Wege stehen.

Die Empfehlung ist zusammen mit folgender Erklärung für das Ratsprotokoll verabschiedet worden:

«Der Rat bittet die Kommission, – ihn anhand der Angaben der Mitgliedsstaaten über die bei der Durchführung dieser Empfehlung erzielten Fortschritte auf dem laufenden zu halten, – ihm vor dem 1. Januar 1984 ergänzende Vorschläge für den Fall vorzulegen, daß die Ziele dieser Empfehlung nicht erreicht werden.»

## Wieder Kurse im VHS-Heim Inzigkofen

Auch im Jahre 1981 bietet das Volkshochschulheim Inzigkofen wieder ein reichhaltiges Kursprogramm an, in dem auf vielfältige Weise auch heimat- und landeskundliche Interessen angesprochen werden.

Das Programm ist erhältlich beim Volkshochschulheim Inzigkofen 7483 Inzigkofen 1 bei Sigmaringen Telefon (0 75 71) 58 51

## Persönliches

Am 7. Januar 1981 verstarb im Alter von 93 Jahren der Architekt **PROFESSOR RUDOLF LEMPP**, Ehrenmitglied des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Von 1947 bis 1953 war er Direktor der Staatsbauschule Stuttgart; sein Name ist vor allem mit Erneuerungen und Wiederherstellungen historischer Bauwerke – Altes Rathaus in Esslingen, Stiftskirche in Stuttgart u. v. a. m. – verbunden.

Am 19. Januar 1981 ist in Ulm Baudirektor i. R. **LUDWIG ZIMMERMANN** gestorben. Er war seit der Neugründung des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES dessen aktives Mitglied, seit dem 31. Juli 1951 betreute er die Ulmer Ortsgruppe.

Seinen 80. Geburtstag beging am 21. April 1981 **PROF. DR. WILHELM HOFFMANN**, der jahrzehntelang Leiter der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart und Präsident der Schiller-Gesellschaft gewesen ist.

## Veranstaltungen und Studienfahrten

**Mittwoch, 4. November 1981, 19.30 Uhr**  
Wilhelmshaus Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

**Dieter Schneider, Heidenheim/Brenz:**

**Das Wesertal von Münden bis Minden**  
Landschaft, Geschichte und Kunst  
Vortrag mit Farbdias

Rückblick auf die Exkursion 1981 und Vorschau für 1982

**Mittwoch, 2. Dezember 1981, 19.30 Uhr**  
Wilhelmshaus Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

**Dr. Ernst Eichhorn, Ansbach:**

**Aus der Wunderwelt mittelalterlicher Glasmalerei**  
Fenster aus europäischen Domen und Kathedralen

Vortrag mit Farbdias



**Badisches Hausbuch.** Freiburg: Rombach 1980. 640 Seiten im Großformat mit zahlreichen alten Illustrationen, geb. 24,80 DM.



**Johannes Poppel/Eugen Huhn: Das Großherzogtum Baden** in malerischen Originalansichten in Stahl gestochen. Reprint: Darmstadt 1843/50. Freiburg: Rombach 1980. 860 Seiten, 160 Abbildungen, Ln. 79,- DM.



**Freiburger Zeiten.** Ein Streifzug durch die Geschichte der Stadt Freiburg: Rombach 1980. 104 Seiten, 70 Abb., kt. 24,80 DM.

In allen Buchhandlungen erhältlich

**ROMBACH+CO**

In zweiter Auflage wieder erschienen:

### Christian Wagner, Gedichte

Hrsg. von U. Keicher, Vorwort von A. Goes, 13 Zeichnungen von G. Böhner. 144 S. Bütteneinband DM 28,-  
Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

### Esslingen am Neckar – sympathisch und sehenswert



Industrie- und Schulstadt mit 1200jähriger Tradition und dem einzigen vollständig erhaltenen mittelalterlichen Stadtkern im Mittleren Neckarraum. Malerisch gelegen zwischen Obstgärten, Wald und Weinbergen. Bedeutende Bauwerke, schwäbische Gastlichkeit und eine lebhafte City.

**Information:**  
Kultur- und Freizeitamt/Stadtinformation, 7300 Esslingen am Neckar, Marktplatz 16, Telefon (07 11) 35 12 – 4 41/6 45.

## Burrer Naturstein Renovierungen

7133 Maulbronn Telefon 0 70 43-60 65



# REISEBÜRO *Binder*

7000 Stuttgart-Feuerbach  
Wilhelm-Geiger-Platz 1  
Tel.: (07 11) 81 50 04

Langjährige Erfahrung – sorgfältige Organisation – landeskundige Reiseleitung – interessante Routen – eigene moderne Komfort-Reiseomnibusse sprechen u. a. für die Teilnahme an unseren **STUDIENREISEN.** Wir senden Ihnen gerne unser Reiseprogramm zu.

#### Unsere nächsten Reisen:

##### Östliche Länder

16. 6.	6 Tg Rostock – Rügen	761,-
11. 7.	11 Tg Balkan-Rundreise	1530,-
16. 7.	18 Tg Polen – Rußland	2410,-
17. 7.	10 Tg Prag – Hohe Tatra	988,-
2. 8.	8 Tg Budapest – Ungarn	896,-
6. 8.	11 Tg Nordpolen – Masuren	1119,-
19. 9.	9 Tg DDR-Rundreise	1174,-
19. 9.	16 Tg Albanien – Jugoslaw.	1549,-

10. 7.	17 Tg Skandin. – Nordkap	2499,-
13. 7.	12 Tg Schweden – Gotland	1837,-
14. 7.	14 Tg Norwegen-Rundreise	2105,-
17. 7.	19 Tg Nordkap	2837,-
4. 8.	9 Tg Norwegens Fjorde	1364,-
14. 8.	17 Tg Dänemark – Norwegen	2694,-
29. 8.	16 Tg Finnland	2266,-
30. 8.	9 Tg Dänemark	1169,-

17. 6.	5 Tg Auvergne	564,-
29. 6.	7 Tg Gr. Alpenrundfahrt	667,-
18. 7.	16 Tg England – Schottland	2265,-
23. 7.	14 Tg Irland	2321,-
27. 7.	6 Tg Ostfriesland	529,-
27. 7.	7 Tg Piemont. Waldensertäler	654,-
30. 7.	20 Tg Frankreich – Spanien	1998,-
2. 8.	8 Tg Kaiserstr. v. Augsburg nach Bozen	759,-

##### Nordische Länder

5. 6.	23 Tg Gr. Skandinavien-Reise – Nordkap	3088,-
7. 6.	9 Tg Norwegens Fjorde	1364,-
24. 6.	12 Tg Südnorwegen	1585,-
24. 6.	19 Tg Nordkap	2837,-

##### Sonstiges Europa

6. 6.	5 Tg Kunststädte in Belgien	595,-
6. 6.	5 Tg Paris	599,-
6. 6.	7 Tg Venedig – Ravenna	734,-
6. 6.	8 Tg von Elbe z. Erms	799,-
11. 6.	11 Tg England – Schottland	1520,-
12. 6.	10 Tg Österreich – Steiermark	899,-

9. 8.	6 Tg London	697,-
13. 8.	11 Tg England – Schottland	1520,-
26. 8.	12 Tg Normandie – Bretagne	1235,-
31. 8.	12 Tg SW-Frankreich – Pyren.	1360,-
1. 9.	12 Tg Korsika	1441,-
4. 9.	17 Tg Sizilien	1954,-
5. 9.	9 Tg Flandern – Holland	989,-



# REISEBÜRO *Binder*

7000 Stuttgart-Feuerbach  
Wilhelm-Geiger-Platz 1  
Tel.: (07 11) 81 50 04

# Das erste umfassende Sachbuch über die Kelten in Südwestdeutschland

Die Gesamtdarstellung der Kelten in Südwestdeutschland vom 7. Jahrhundert bis zum 1. Jahrhundert v. Chr. Ihre Geschichte, Kultur, Religion und Kunst. Ein großer topographischer Teil gibt eine umfassende, alphabetisch nach Gemeinden geordnete Übersicht aller sichtbaren Bodendenkmäler mit wichtigen Grabungen und Funden. Ein unentbehrliches Nachschlagewerk für den Fachmann und den interessierten Laien. Der praktische archäologische Führer zu den keltischen Bodendenkmälern in Südwestdeutschland.

**Subskriptions-  
Angebot DM 59,-**  
auf alle Bestellungen  
bis zum 30. 6. '81,  
danach DM 68,-  
Erscheint  
Ende Mai '81

## Die Kelten in Baden-Württemberg

Herausgegeben von Kurt Bittel, Wolfgang Kimmig und Siegwalt Schiek.

544 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen, Zeichnungen, top. Kartenausschnitten, Rekonstruktionszeichnungen. Zeit-  
tafel. Literaturverzeichnis, ausführliche Orts-,  
Namen- und Sachregister. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag.

DM 68,-

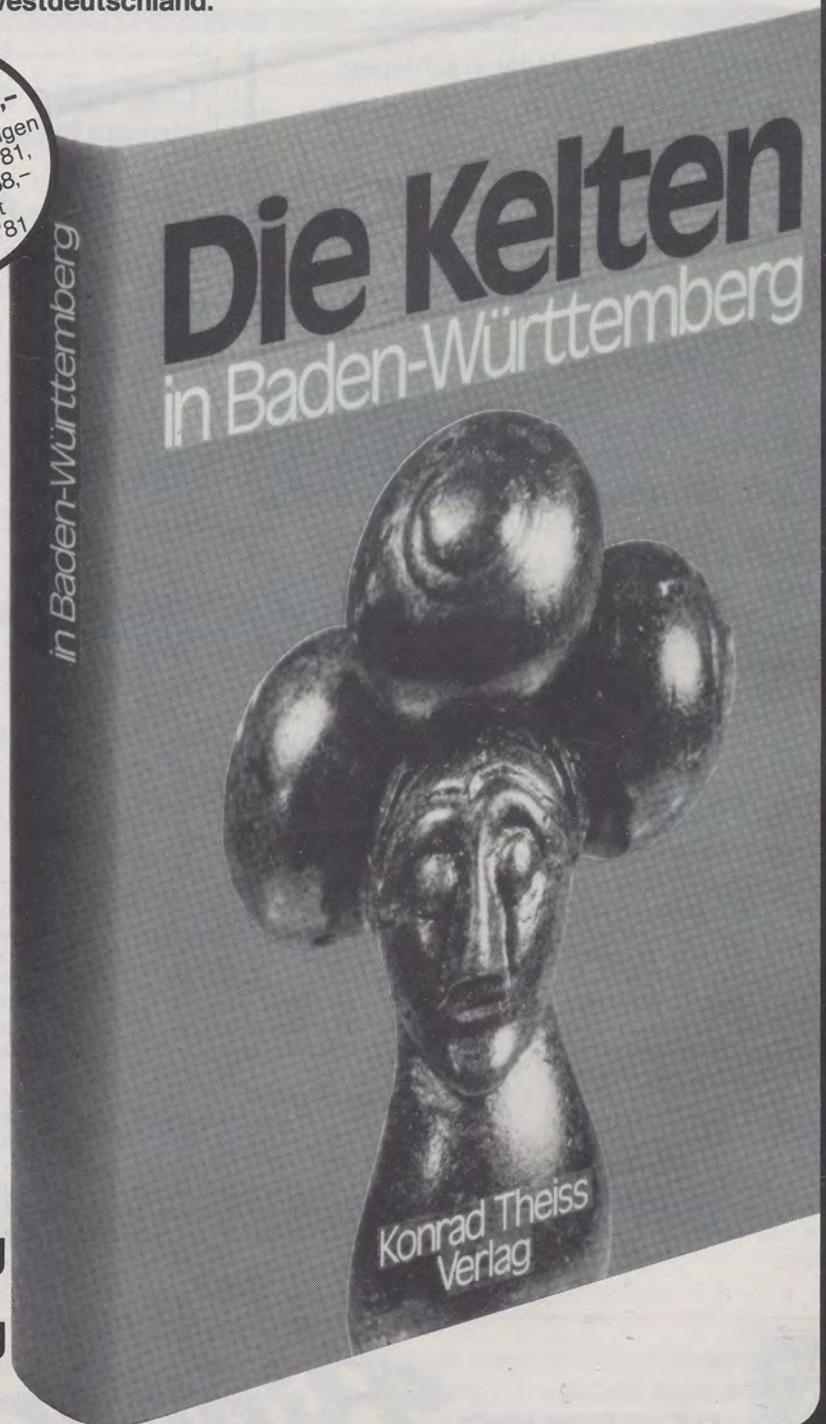
Subskriptionspreis

DM 59,-



**Baden-Württemberg  
in Text und Bild  
Konrad Theiss Verlag**

Villastr. 11, 7000 Stuttgart 1



## Reihe Kunst und Künstler

**Baukunst und Bauhandwerk des Deutschen Ordens in Südwestdeutschland im 18. Jahrhundert und**

**Höfische Kunst des Barock**

**Zwei Ausstellungen im Schloß in Ludwigsburg**

**Führung: Dr. Alois Seiler**

**Mittwoch, 24. Juni 1981**

**Abfahrt: 13.30 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

Teilnehmergebühr: DM 14,- (incl. Eintrittskosten)

Die rege Bautätigkeit des Deutschen Ordens, die damals künstlerisch wertvolle Bauten entstehen ließ, soll in dieser Ausstellung gezeigt werden.

Die zweite Ausstellung zeigt Ludwigsburger Porzellan, kostbare höfische Kostüme des 18. Jahrhunderts, Gobelins, Miniaturen und Möbelstücke.



## Heimattage Baden-Württemberg 1981

### Heilbronn am Neckar

**Montag, 7. September bis Sonntag, 13. September 1981**

Seit Begründung der Heimattage Baden-Württemberg 1978 in Konstanz und erst recht seit deren glanzvollem Verlauf in Esslingen (1979) hat diese Heimat- und Festwoche, in der sich Bürger des Landes ihrer Heimat vergewissern, schon Traditionen geschaffen. Von Anfang an war der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND an Vorbereitung und Durchführung der Heimattage beteiligt. In Heilbronn wird er eine Reihe von Exkursionen und Vorträgen anbieten sowie ein Symposium zum Thema Stadterneuerung. Einzelheiten des Programms werden im nächsten Heft der SCHWÄBISCHEN HEIMAT veröffentlicht. Inzwischen können Auskünfte bei der Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES eingeholt werden.

## 34

**Aktion Irrenberg 1981**

**Samstag, 12. September 1981**

**Abfahrt: 6.30 Uhr vom Karlsplatz in Stuttgart**

**Zusteigemöglichkeit** an der Fahrtstrecke Stuttgart-Tübingen-Hechingen-Irrenberg **nach Vereinbarung**

Hinweis für Selbstfahrer: Zufahrt von Streichen her, Treffpunkt ab etwa 8.00 Uhr am unteren Hang des Naturschutzgebietes Irrenberg.

Der größte Teil des Naturschutzgebietes Irrenberg ist im Besitz des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Zur Erhaltung seines schutzwürdigen Zustandes bedarf es einer jährlichen Mahd und eines systematischen und pfleglichen Ausholzens. Die für übliche landwirtschaftliche Maschinen unzugänglichen Partien (wie etwa die Ränder der Gebüsche und Steilhänge) werden durch freiwillige Mäher ausgemäht. Das Mähgut wird dann auf Plastikbahnen auf den unteren Hangweg geschlittelt und von da abgefahren. Diese Aktion ist besonders beispielhaft für den guten Geist der Zusammenarbeit aller naturverbundenen Vereine, Körperschaften und Behörden.

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND bittet seine Mitglieder, nach Kräften an dieser Pflegeaktion teilzunehmen, die ganz nebenbei auch ein recht vergnüglich-geselliges Unternehmen ist.

**Die Fahrt ist kostenlos, für Bewirtung ist gut vorgesorgt. Die Geschäftsstelle in Stuttgart erbittet frühzeitige (und zahlreiche!) Anmeldungen.**

## 37

### Biberacher Tage 1981

(mit Jahreshauptversammlung 1981)

**Samstag, 3. Oktober bis Sonntag, 4. Oktober 1981**

Fahrtkosten: Stuttgart-Biberach-Stuttgart: DM 25,-  
Vielfalt und Reiz der ehemals freien Reichsstadt Biberach und ihres Umlandes bestimmen das Programm dieser Veranstaltung.

Hotelunterkünfte vermittelt das Verkehrsamt Theaterstraße 6, 7950 Biberach. Das Verkehrsamt bittet um frühzeitige Zimmerbestellung.

**Samstag, 3. Oktober 1981**

12.45 Uhr: Fahrt vom Karlsplatz Stuttgart nach Biberach

15.30 Uhr, kleiner Saal der Stadthalle

### Mitgliederversammlung

des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

(Tagesordnung siehe Seite 148)

19.30 Uhr, Theatersaal der Stadthalle

Soiree:

**Anmut und Philosophie der Grazien  
Christoph Martin Wieland**

**Sonntag, 4. Oktober 1981**

8.00 Uhr: Fahrt vom Karlsplatz Stuttgart nach Biberach

10.30 Uhr, Theatersaal der Stadthalle

**Festvortrag zu den Biberacher Tagen 1981**

**Dr. Hubert Locher,**  
**Hörfunkdirektor des Südwestfunks Baden-Baden:**

**Region und Heimat in den Massenmedien**

14.30 Uhr, Stadthalle Biberach:

**Exkursionen und Führungen**

1

**Alfred Buschle, Ummendorf:**

**Landschaft um Biberach**

Das Ummendorfer Ried – Kiesabbau – Landschaftsschutz und Landwirtschaft mit ihren Problemen

2

**Dieter Buttschardt, Biberach:**

**Im Himmelreich des Barock**

Klöster, Kirchen und Kunst um Biberach herum (Stafflangen – Muttensweiler – Steinhausen – Bad Schussenried – Otterswang)

3

**Dr. Kurt Diemer, Biberach:**

**Rundgang durch Biberach**

Ein Gang durch die ehemalige Reichsstadt zeigt diese Stadt, wie sie gestern war und was heute dort geschieht: Stadtkirche, die alte Stadtmetzg, obere und untere Schranne und Wielands Gartenhaus.

4

**N. N.:**

**Der Weberberg**

Nach der Zerstörung des dem Biberacher Weberberg vergleichbaren Nürnberger Weberquartiers ist dieser das einzige erhalten gebliebene Beispiel seiner Art. Für Geschichte, Stadtbild und Wohnstruktur Biberachs hat er besondere Bedeutung.

5

**Martin Gerber und Prof. Johann G. Schmid:**

**Besuch im Freilichtmuseum Kürnbach**

Von den verschiedenen Ansätzen zu regionalen Freilichtmuseen im ehem. württembergischen Landesteil hat Kürnbach am deutlichsten Gestalt angenommen. Die beiden maßgeblichen Betreuer des Museums führen diese Exkursion und erläutern den derzeitigen Stand und die weitere Planung.

Zum Abschluß der **Biberacher Tage 1981** werden alle Exkursionen in Kürnbach zusammentreffen und hier vom Biberacher Landrat Dr. Steuer empfangen. Anschließend: Rückfahrt nach Stuttgart

Und im Herbst: **Zwei Fahrten ins Blaue**

**39**

**1. Fahrt ins Blaue**

**Mittwoch, 21. Oktober 1981**

**Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

**40**

**2. Fahrt ins Blaue**

**Sonntag, 25. Oktober 1981**

**Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

Wie seit Jahren finden wieder zwei «**Fahrten ins Blaue**» statt. Wir besuchen eine Besonderheit in der Umgebung der Landeshauptstadt Stuttgart, die zwar weniger bekannt ist, aber die Besucher überrascht mit architektonischen, künstlerischen oder geschichtlichen Details. Bei einem gemütlichen Beisammensein werden anschließend Dias von Fahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES gezeigt. Eine Bitte: Überlassen Sie uns auch in diesem Jahr einige Ihrer Dias. Bringen Sie diese etwa zehn Tage vor der ersten Fahrt auf die Geschäftsstelle.

Soweit noch Platz in den Bussen vorhanden ist, können auch für diese beiden Fahrten wieder Gäste mitgebracht werden, die sich für eine Mitgliedschaft im SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND interessieren.

Wir erbitten auch zu diesen Fahrten eine rechtzeitige Anmeldung. Die Teilnahme ist kostenfrei. Nur Ihren Verzehr bezahlen Sie natürlich selbst.

**41**

**Advent in Marburg und Nordhessen**

**Führung: Dr. Wolfgang Irtenkauf**

**Freitag, 4. Dezember bis Sonntag, 6. Dezember 1981**

**Abfahrt: 7.45 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

Teilnehmergebühr: DM 130,-

Freitag: Anfahrt über BAB bis Darmstadt. Am Odenwald entlang bis Seligenstadt, dann BAB bis Ausfahrt Altstadt. Weiterfahrt über Büdingen (Schloß)–Schotten (Kirche)–am Vogelsberg entlang–Alsfeld (Stadtbild) nach Marburg

Samstag, 5. Dezember: Besichtigung von Marburg

Sonntag, 6. Dezember: Rückfahrt über Wetzlar–Limburg–BAB

Die schon traditionelle Adventsfahrt führt 1981 anlässlich des 750jährigen Todestages der hl. Elisabeth von Thüringen in die Stadt ihres letzten Wirkens. Falls die geplante Elisabeth-Ausstellung zustandekommt (was zur Zeit der Drucklegung noch nicht feststand), werden wir uns hauptsächlich dieser Ausstellung widmen. Auf der Hin- und Rückreise werden lohnende Punkte einbezogen, wobei jedoch der Jahreszeit entsprechend auch Abänderungen vom Plan in Kauf genommen werden müssen. Der Aufenthalt in der alten Universitätsstadt Marburg vermittelt auch einen Eindruck von den heutigen Problemen, in die sich eine Stadt mit so starkem historischen Hintergrund gestellt sieht.

Die Übernachtung ist in Marburg. Es sind ausreichend Einzelzimmer vorhanden.